

## ZU DIESEM HEFT

Vor 100 Jahren, am 08. Juli 1910, wurde in der Kapelle des Missionshauses der Pallottiner in Limburg an der Lahn der 24jährige Joseph Kentenich durch den Kameruner Missionsbischof Heinrich Vieter zum Priester geweiht. Ein Einsatz in der Afrikamission blieb ihm aus gesundheitlichen und politischen Gründen verwehrt. Durch die von ihm gegründete Schönstatt-Bewegung ist sein weltweiter Einfluss bis heute wachsend wahrnehmbar. Aus Anlass der 100. Wiederkehr seiner Priesterweihe trafen sich Menschen aus aller Welt im Juni 2010 zunächst in Rom. Der Abschluss des von Papst Benedikt XVI. ausgerufenen Priesterjahrs war eine gute Gelegenheit, um mit anderen Geistlichen Bewegungen das priesterliche Charisma des Gründers Schönstatts in Erinnerung zu rufen. Die Begegnungen und Impulse bei den Feierlichkeiten in Schönstatt und Limburg machten in den darauf folgenden Wochen auf aktuelle Aspekte der Spiritualität des Jubilars aufmerksam. REGNUM dokumentiert in diesem Heft den Festvortrag des Pariser Professors für Zeitdiagnostik, Michael Hochschild, sowie Ansprachen des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, sowie des Limburger Bischofs Franz-Peter Tebartz-van Elst.

Ebenfalls am 08. Juli, allerdings nur vor 40 Jahren, gründeten Studenten des Schönstatt-Instituts Diözesanpriester in Oberkirch das „Josef-Kentenich-Institut“. Mit vielen Publikationen und Veranstaltungen ist aus den damaligen Anfängen eine wichtige Institution der Reflexion über das geistige Erbe P. Kentenichs geworden. Eine Jubiläumstagung vom 11.-13. Februar 2010 widmete sich der Auseinandersetzung mit Entwicklungen in Gesellschaft, Kirche und Wissenschaft. Die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Impulsbeiträge von Ordinariatsdirektorin Dr. Gertrud Pollak, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch und Prof. Dr. Joachim Söder sowie die Festpredigt werden in dieser REGNUM-Nummer ebenfalls dokumentiert.

Beide Ereignisse stehen im Kontext der beginnenden Vorbereitung auf das 100jährige Jubiläum der Gründung der Schönstatt-Bewegung im Jahr 2014. Sie machen die Notwendigkeit einer historischen Rückbesinnung auf die Ursprünge ebenso deutlich wie das ständige Bemühen, die Zeichen der Zeit zu lesen, zu verstehen und zu beantworten.

Joachim Schmiedl

MICHAEL HOCHSCHILD  
DAS PRINZIP VERSÖHNUNG  
ÜBER DEN NEUEN MENSCHEN IN NEUER GESELLSCHAFT



Der Autor:  
Michael Hochschild, DDr., geb. 1967, Studium der Soziologie, katholischen Theologie und Pädagogik, ist Professor für Zeitdiagnostik an der „Fondation nationale des Sciences politiques“ in Paris. Der Beitrag gibt den Vortrag wieder, den Hochschild am 20. Juni 2010 in Schönstatt gehalten hat.

„Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott.“ In diesen Worten hat der große Leopold von Ranke vor knapp 200 Jahren mit viel Zuversicht in die Welt geblickt. Seitdem hat sich viel verändert, was diesen Gottes- und Kulturoptimismus nachhaltig beschädigen konnte. Wir haben Weltkriege erlebt, Naturkatastrophen erfahren und sind vor kurzem nur knapp einer zweiten Depression im Finanz- und Wirtschaftssektor entgangen. Ungeahnte Gefahren und Risiken liegen noch vor uns. Erst wollte man keine Theologie nach Auschwitz mehr, heute scheint es, als brauche man im Zeitalter des neuen Naturalismus und seiner Lebenswissenschaften überhaupt keine mehr zur Weltdeutung. Wer wagte heute noch diesen Satz zu sagen, geschweige denn ihn zu begründen: Unsere Epoche sei unmittelbar zu Gott. Kein Ranke weit und breit.

Aber vielleicht hilft ein Blick auf Pater Kentenich, dessen einhundertjähriges Priesterjubiläum Sie heute feiern. An ihm und an seinem Werk kann man ablesen, was es bedeutet, in der Moderne zu leben; nämlich ein neuer Mensch in neuer Gesellschaft zu sein, seine Freiheit selbst zu organisieren, gegebenenfalls entschieden zu vertreten, auf jeden Fall aber auf ein neues Welt- und Menschenbild zu treffen. Es heißt, sich mit Phänomenen wie Säkularisierung und Individualisierung als Kind seiner Zeit auseinander zu setzen und seine Position dazu zu klären. Mir scheint, Pater Kentenich optiert für den Glauben mitten in der Welt von heute; er bringt damit seine Sorge um den ganzen Menschen zum Ausdruck. Sie werden sehen, dass dieser Ansatz heute von Bedeutung ist.

Jedoch: Wir leben weder zu den vormodernen Zeiten Rankes noch im 20. Jahrhundert Joseph Kentenichs, sondern im 21. Jahrhundert. Die Moderne richtet sich gerade wieder einmal neu aus. Wir sind Zeitzeugen der Geburt eines neuen Zeitgeistes. Dieser Naturalismus zeigt sich zunächst darin, Glück oder Unglück

nicht mehr in der Kultur zu suchen, sondern vornehmlich von Biologie, Umwelt und Ökologie abhängig zu machen. Dass ausgerechnet die kalten (sprich: objektiven) Naturwissenschaften nunmehr das Vorverständnis fürs Leben prägen, gehört zum Geburtsfehler dieses Zeitgeistes. Allerdings bietet er auch neue Lösungen für bekannte Probleme unserer modernen Kultur. Er trägt nämlich auf seine Weise zu ihrer Versöhnung bei. Wir haben also Grund genug, ihn uns näher anzuschauen.

Festzustellen ist zunächst einmal, dass keine Zeitdiagnose uns heute große Hoffnung auf eine Umkehr des Menschen zu sich UND seinem Gott macht. Stattdessen überall die Rede von glücklosen Selbstversuchen über seinen Schatten zu springen, das Ich immer weiter zu optimieren und seine Natur hoch zu frisieren. Die Erfolgsmeldungen, der Tod sei alsbald abgeschafft, häufen sich. Wer heute noch stirbt sei selber schuld, heißt es aus den Laboren der so genannten Lebenswissenschaften. Erst hat die Welt Gott aus dem Leben verdrängt, heute macht sie ihm sogar beim Sterben erfolgreich Konkurrenz. Denn die heutige Jagd nach dem Lebendigen hinterlässt allzu oft nur den Vorgeschmack des Todes: erschöpfte Kräfte, entfremdete Menschen, kalte Gesellschaften. Es braucht in diesem Kontext schon eine besondere Fähigkeit und eine große Bereitschaft zur positiven Bewältigung von Kreuz und Leid, wie es Pater Kentenich vorgelebt und auf den Begriff der Blankovollmacht gebracht hat.

Meine Damen und Herren, ich bin Zeitdiagnostiker, aber kein Unheilbeschleuniger: Die dunkelste Stunde ist die vor Sonnenaufgang. Deswegen bin ich der Ansicht, dass die Schwierigkeiten, die wir in unserem Leben miteinander teilen, unsere Zuversicht auch heute nicht nachhaltig beschädigen müssen. Es gibt auch in unseren Tagen durchaus Stellen, wo das Taufwasser auftreffen kann, um eine Redewendung des Jubilars zu benutzen, die seinerzeit gegen die NS-Diktatur gerichtet war und sie heute ins Positive zu wenden.

Mir scheint aber, Sie müssen sich darauf gefasst machen, seine Lebenserfahrungen auch dort zu teilen, wo sie zunächst schmerzlich sind. Denn Pater Kentenich musste während seiner Studienzeit innere Kämpfe, ja seelische Einsamkeit und dadurch ausgelöst Glaubenszweifel bis an den Rand des geistigen Zusammenbruchs durchleben, um schließlich von diesen inneren Spannungen sprichwörtlich *erlöst* zu werden, Hoffnung und Glaube für sich, die Kirche und die Welt zu finden. Keine Versöhnung ohne Wüstenerfahrung - das gilt auch für heute.

Meine Gründe für diesen Optimismus sammle ich im Prinzip der Versöhnung. Es leistet die Begründungsarbeit dafür, Rankes wie Kentenichs Zuversicht auch heute im 21. Jahrhundert zu teilen. Und dazu führt es mitten in die Welt von heute. Sie werden sehen, man muß sich nicht entschuldigen Schwierigkeiten gut gelaunt zu begegnen. Vor allem aber schützt das Prinzip Versöhnung vor der Versuchung unsere heutige Kultur als allgemeine Depressionsstiftung abzuwerten. Ich bin davon überzeugt, dass Gott auch durch die säkulare Welt zur Kirche spricht. Sie würden das vielleicht eine Soziologie der Zweitursachen nennen.

Das Prinzip Versöhnung ist nicht theologisch gemeint. Es bezieht sich nicht auf die christliche Versöhnung im speziellen Sinne. Es gleicht vielmehr dem soziologi-

schen Versuch zu beschreiben, wie sich in unserer Kultur Wärme- und Kälteströme mischen, die das Leben, auch das Miteinanderleben regulieren. Denn keine Gesellschaft ist nur heiß oder kalt, dynamisch oder eingerostet, lebendig oder tot. Heiße Gesellschaften haben – idealerweise - ihre Geschichte verinnerlicht, um sie zum Motor ihrer Entwicklung zu machen, heißt es schon bei Levi-Strauss. Kalte Gesellschaften hingegen sperren sich gegen jede kulturelle Fortentwicklung und frieren daher die Lektionen aus der Geschichte in ihrem Weltbild ein. Aus den Laboren jener Lebenswissenschaften weht uns heute mit dem naturalistischen Zeitgeist eine dementsprechend kühle Brise entgegen. Dort versucht man den Menschen mechanistisch zu entschlüsseln, ihn auf seine Biologie und deren Gesetzmäßigkeiten zu reduzieren. Aber warum nur so biologistisch bzw. materialistisch, darf man fragen. Der Grund liegt nicht in der Biologie oder in der Natur, sondern in der Soziologie und der Kultur. Er liegt im vorangegangenen kulturellen Versagen.

Beginnen wir der Reihe nach bei den Wurzeln unseres naturalistischen Zeitgeistes. Das lange 19. Jahrhundert hatte in seinen philosophischen Manifesten gezeigt: Nichts führt die Menschen mehr in die Irre als das Natürliche. Das anspruchsvolle Stadtleben und die Industriegesellschaft hatten letztlich das Landleben und seine bodenständige Agrarkultur besiegt. Nachdem der Naturalismus eine Ehrenrunde in der modernen Gesellschaft gedreht hatte, in Literatur, Kunst und Politik vorstellig geworden war, blieb die verstörende Einsicht zurück, dass das moderne Leben partout nicht auf solche simplizistischen Illusionen hören will, so sehr sich der Mensch nach Einfachem angesichts des immer komplexer werdenden auch (zurück)sehnte.

Dann kam der „cultural turn“ und das 20. Jahrhundert - und belehrte mit sozialwissenschaftlichen Mitteln über die menschlichen Verirrungen in der Gesellschaft statt in der Natur. Heute reift die menschliche Sehnsucht nach Natur wieder heran und deren Rückkehr wird mit den Mitteln des 21. Jahrhunderts betrieben - in sterilen Laboren und mit „hard facts“, jenen Tatsachen, die eben auf Namen wie Gen und Gehirn hören. Aber wozu? Damit das Leben der Menschen noch besser misslingt, weil sie sich in ihre Abhängigkeit endlich fügen? Fast sieht es so aus, als wollten sie sich wenigstens ihrer haltlosen Freiheit entledigen, die ihnen zwar überall gepredigt wurde, aber so selten schöpferisch vorgelebt.

Der momentane Katastrophentransfer aus der Lebenswelt des Menschen in seine Umwelt hinein, hat in seiner Weltdeutung aber auch etwas sehr Berechtigtes. Denn als „natural turn“ begleitet er die gegenwärtige Kulturdämmerung. Er rüttelt das Weltgewissen angesichts der Verbrauchsnatur unserer Kultur mit Wissen vom so genannten Leben auf. Das ist gewissermaßen der Anlauf für eine „*kalte Versöhnung*“ unserer Kultur mit sich selbst. Das Signal heißt: So geht es nicht weiter, die Natur legt ihren Einspruch ein. Die Mahnung lautet zugleich, sich mehr um die Gebrauchsnatur der Kultur zu kümmern. Denn um diese steht es schlecht. Aus dem „Unbehagen in der Kultur“ (Freud) zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist im 21. Jahrhundert ein Unbehagen an der Kultur in derselben geworden, eine Selbstverunsicherung bei der Beobachtung und dessen, was man sieht, weil der Begriff

Kultur inzwischen eine inflationäre Karriere durchgemacht hat und für alles und nichts gebraucht wird. Wer etwas auf sich hält, zeigt Lebenskultur, selbst wenn das nur heißt, seinem ästhetischen Geschmackssinn zu frönen. Kein Betrieb kommt ohne Unternehmenskultur aus; nicht einmal Krankenhäuser und Kirchengemeinden verzichten darauf, ihre Organisationskultur marktschreierisch anzupreisen.

Die Sehnsucht gilt heute indes wieder dem Unverstellten, übrigens auch bei der Wiederkehr von Religion. Bei der Natur kann man gegenüber der Kultur ziemlich genau wissen, was der Fall ist. So gesehen bedeutet der heutige Naturalismus letztlich für die Kultur einen Nichtangriffspakt mit sich selbst. Sie soll von hier aus wohlbehalten neu starten können. Der Naturalismus will also - qua Zeitgeist - die Kultur vorsichtiger in Gebrauch nehmen.

*Kalt* ist diese kulturelle Selbstversöhnung deshalb, weil sie lediglich ein bewaffneter Friede ist und über die Naturbetrachtung die altehrwürdige Frage nach dem Wesen des Menschen mit der Tendenz zurückholt, die Antwort in einem mechanistischen Weltbild zu suchen.

Leider erschöpft sich weder der Mensch noch die Kultur in ihrem Gebrauchswert. Und selbst wenn das gelänge: Es fehlt etwas an dieser Versöhnungspolitik - die Wärme, anders gesagt: der Sinn für den Mehrwert des Lebens. Noch anders gesagt: das Leben lebt nicht, es steht unter Sinnanspruch. Das aber ist zu viel für den naturalistischen Zeitgeist; er beschränkt sich auf Tatsachen und Fakten des Lebens.

Woher also kommt der Sinn? Und mit ihm die Wärme? Zweifellos aus einer anderen Quelle als der des Zeitgeistes. Wo es aber Zeitgeist gibt, gibt es immer auch einen Geist der Zeit. Er ist dort zuhause, wo es zu einer „*heißen Versöhnung*“ kommt. Bei einer heißen Versöhnung wird das Vertrauen, das zerrüttet oder gestört war, wieder hergestellt; es geht um mehr als Waffenstillstand oder kulturelle Gebrauchsanweisungen. Psychologen sprechen dabei deshalb von einer Kunst, immer wieder neu anzufangen, einen Schritt zurück *vor* das Problem zu machen. Im Rahmen einer solchen „*heißen Versöhnung*“ kommt es zur wahren Rückkehr in sich selbst. Der Naturalismus jedoch bricht aber ebenso mit der Geschichtlichkeit der Kultur wie mit der des Menschen. Sein mechanistisches Weltbild leistet allen grundlegenden Veränderungen an sich erbitterten Widerstand. Kultureller Fortschritt findet dann nur noch halbherzig statt, nämlich strikt mechanisch, wenn es die Bauweise des Menschen und der Natur erlaubt. Dass das ein Selbstwiderspruch zum Reichtum unserer abendländischen Kultur ist, steht außer Frage.

Beinahe schon reflexhaft - insbesondere von der laizistischen Republik Frankreichs - wurden Gottesbezug und christliches Erbe aus der Präambel des EU-Verfassungsvertrags fern gehalten. Ein Beispiel für Selbstflucht und Identitätsverleugnung. Müsste nicht eigentlich das Fehlen der Religion in einer europäischen Selbstdefinition begründet werden, statt umgekehrt, wie inzwischen die herrschende Meinung lautet, ihre Aufnahme? Aber davon kann keine Rede sein.

Selbst Habermas spricht sich in seiner wohlwollenden Zeitdiagnose einer post-säkularen Gesellschaft nur für eine friedliche Koexistenz von Religion und Welt aus.

Er lässt jedoch offen wie man sich diese Koexistenz inmitten zunehmenden politischen wie religiösen Extremismus vorstellen kann. Das ist kein Zufall. Man kann sich die Wirklichkeit nicht nachhaltig schön denken. Das führt lediglich zu einer „erpressten Versöhnung“.

Was heute ergänzend fehlt, um Rankes wie Kantenichs Zuversicht (wieder) zu teilen, ist eine „*echte Versöhnung*“. Weder eine „*kalte Versöhnung*“ noch eine „*erpresste Versöhnung*“ wollten an den Wärmestrom unserer abendländischen Kultur anschließen. Aber wie könnte dieser Anschluss gelingen, ohne die Gegenwart zu leugnen oder schön zu reden. Also ohne leugnen zu müssen, dass das Christentum das Abendland so geprägt hat, dass dessen Voraussetzungen allzu selbstverständlich, also unsichtbar geworden sind. Ohne zu verschweigen, dass wir uns fremd geworden sind, dass ein Tatsachenkult herrscht, Rationalität und Emotionalität blind und taub füreinander geworden sind, dass wir zunehmend in getrennten Lebensbereichen wie Ökonomie, Politik oder Recht nur noch in menschlichen Teilausschnitten existieren?

Wir haben in den letzten Jahrzehnten eine ganze Reihe neuer, anderer Welten hinzubekommen, während wir gleichzeitig im Begriff sind, unsere eigene abendländische Welt langsam zu verlieren. Für Gott sind schon lange Verlustanzeigen im Umlauf, inzwischen kommen der Mensch und die Kultur hinzu.

Für viele unter uns ist das ein Grund zur Trauer. Ihnen sei deshalb eine weitere Geschichte über einen neuen Menschen in neuer Gesellschaft erzählt, die, auch wenn Sie in Frankreich spielt, in gewisser Weise von Pater Kantenich handelt.

Es ist eine französische Geschichte aus dem Kreis der „Unsterblichen“ - jener 40 Mitglieder der „Academie française“, zu denen in heutiger Zeit z.B. Kardinal Lustiger und Claude Lévi-Strauss gehörten. Bei der Aufnahme von René Girard im Jahr 2005 auf den Stuhl 37 hielt dieser traditionsgemäß eine Lobrede auf seinen verstorbenen Vorgänger, den Dominikanerpater Ambroise-Marie Carré, der u.a. als Widerstandskämpfer und Beichtvater von Louis de Funès ein recht bewegtes Leben geführt hatte. Girard berichtet voller Anerkennung von dessen geistlichem Berufungsweg: Als Jugendlicher im Pariser Nobelvorort Neuilly-sur-Seine macht er eines Abends zuhause in seinem Zimmer eine mystische Erfahrung; er glaubt die Nähe Gottes so zu spüren, dass er sich wie neu geboren fühlt, fällt auf die Knie und bricht in Tränen aus. Aber erst viel später erzählt er öffentlich in seinen Memoiren von diesem Erlebnis. Während seines ganzen Lebens wartet er forthin ungeduldig auf solche neuen Gotteserfahrungen - vergeblich! Bei Mystikern ist nichts üblicher als Phasen der Wüstenerfahrungen, hebt hier - wie wir es schon bei Pater Kantenich getan haben - auch Girard verständnisvoll hervor. Aber Pater Carré selbst hat diese unerfüllte Sehnsucht zumeist nur als persönliches Scheitern begreifen wollen. Erst am Ende seines Lebens hatte er schließlich verstanden, dass er die Gnade seiner Jugenderfahrung hätte bescheiden kultivieren, ja daraus mehr lernen müssen. Er sagt dann einsichtig, es sei nicht Gott gewesen, der ihn in die Ungewissheit trieb, sondern er selbst, seine eigene exzessive Ambition, sein Bedrängen Gottes.

Aus dieser Einsicht schöpft er am Lebensende mystischen Trost - consolation mystique. Soweit die Geschichte.

Consolation mystique - mystischer Trost also. Das aber ist mehr als eine Versöhnung des Schmerzes, der Rache oder auch des Streits, es ist die Erfahrung verwirklichten Heils, ein Erlebnis der Ein- und Ganzheit, und zwar nicht wider die Leere, sondern durch die Leere. Für unsere Suche nach Wegen, Rankes Zuversicht und Kantenichs Vorsehungsglaube zu teilen, ist das ein entscheidender Schritt zum Verständnis „*echter Versöhnung*“.

Wie wir über den Naturalismus bis zur postsäkularen Gesellschaft gesehen haben, sammelt das Prinzip Versöhnung Identitätsbrüche ein und stiftet die Einheit der Differenz. Im Naturalismus herrscht zwar ein mechanistischer Zeitgeist vor, aber es kommt immerhin auch zur „*kalten Versöhnung*“ der Kultur mit sich selbst, weil sie von der Natur diszipliniert wird. Selbst die „*erpresste Versöhnung*“ der postsäkularen Gesellschaft zielt darauf, den Bruch der kulturellen Identität zwischen Religion und Aufklärung zu überwinden. Aber all das ist nicht genug.

Zur „*echten Versöhnung*“ kommt es erst dann, wenn Identität in Übereinstimmung mit sich besteht. Das heißt, es reicht nicht, sich in Bezug auf ein Thema (Kultur) oder eine Sache (Religion) zu einigen, sei es kaltherzig oder auf eher erpresserische, halbherzige Weise. Bei der „*echten Versöhnung*“ besteht Identität in Übereinstimmung sowohl mit seiner Vergangenheit als auch mit seiner Zukunft, kurzum: mit seinem ganzen Leben; es klammert genauso wenig etwas davon aus wie die Erfahrung verwirklichten Heils darin unvollständig bleiben kann. Das hat die Geschichte von Pater Carré deutlich gemacht. Auch wenn er anders als Pater Kantenich nicht vermocht hat diese Lebenserfahrung auf den Begriff „ganzheitliches Leben“ zu bringen; Kantenich stellt damit einen Sinnanspruch auf, der Brücken zwischen getrennten Lebenswelten schlägt. Sein Ansatz vom Glauben mitten in der Welt nimmt Bezug auf den Mehrwert des Lebens und stiftet einer „*heißen Versöhnung*“ ein Modell der drei großen Gs: Gemeinschaft, Glaube, Ganzheit. Es gilt dabei die Übergänge zu gestalten zwischen Gott und Welt, Emotionalität und Rationalität, Individualität und Gemeinschaft, Vergangenheit und Zukunft. Im Blick auf Pater Kantenich konkreter gesprochen auch um die Ergänzung von germanischer und romanischer kultureller Tradition. Es geht darum aus den Erfahrungen der Brüche jeweils für die Zukunft zu lernen. Man könnte vielleicht sagen, es geht bei Kantenich mit Maria stets um die Gestaltung sanfter, liebevoller Übergänge, wie man sie noch heute eher Frauen zuschreibt als Männern. Ist das etwa Feminismus vor seiner Zeit? Meine Damen und Herren, damit wir uns richtig verstehen: Ich behaupte das nicht, aber ich behaupte, dass man wie bei der gesellschaftlichen Modernisierung ernsthaft die Frage nach christlichen Vorläufern auch bei der Frauenbewegung stellen darf.

Kantenich hat - insgesamt gesehen - freilich eine pädagogische Bewegung ins Leben gerufen, weil sein Ansatz eine Pädagogik des Katholischen ist. Man könnte sagen: Pädagogik, insbesondere Bildung ist heute wie Religion mit modernen Mit-

tein. Sie unterstützt die Fortsetzung von Religion unter den Bedingungen der Säkularisierung.

Aber nicht nur der einzelne Mensch, auch die Bewegung lernt mit ihren Erfahrungen für die Zukunft. So gesehen enthält eine hoch differenzierte Gesellschaft von heute einen positiven Sinn. Sie gibt dem Lernen eine Chance und dem organisierten Gestaltungswillen einen Auftrag.

Einheit kann es nur geben, wo es Differenz gibt. Sonst herrscht Indifferenz. Anders gesagt: Der Sinn des Differenten in der Moderne ist es, dass der Geist sie miteinander konfrontiert und ich daraus lerne, meine Freiheit zu gebrauchen.

Die Geschichte von Pater Carré hat aber auch gezeigt, dass echte Versöhnung inmitten von Fragen und Zweifeln geschehen kann, ohne dass dieser mystische Trost am Ende vergeblich wäre. Im Gegenteil. Pater Carré hat vorgelebt, was uns Julien Green ins abendländische Stammbuch geschrieben hat: *Le souvenir d'une grâce passée peut être une nouvelle grâce* - zu deutsch: Die Erinnerung einer vergangenen Gnade kann eine neue Gnade sein, Erbe und Auftrag zugleich. Auch da ist eine auffallende Parallele bei Pater Kentenich: Auf dem Höhepunkt seiner Studienkrise stellte sich seine marianische Grunderfahrung wieder ein. Seine Botschaft vom Liebensbündnis mit Maria hat letztlich im Sinn, den Bund mit Gott als Quelle der Versöhnung neu zu erschließen. Erbe und Auftrag - wie gesagt.

Wo diese Erinnerung an eine vergangene Gnade insofern lebendig ist, sind wir auch heute unmittelbar zu Gott. Erst recht im Rahmen eines festlichen Priesterjubiläums von Pater Kentenich als dem Gründer einer Neuen Geistlichen Gemeinschaft im Sinne des Zweiten Vatikanums.

Denn was ist das Prinzip Versöhnung mithin anderes als die zeitdiagnostische Arbeitsplatzbeschreibung des Priesters. Seine Erinnerungskultur spricht in Gegenwart der Zukunft aus dem Herzen der Vergangenheit (Nerval). Ob er nun z.B. der Eucharistie vorsteht oder daran teilnimmt, jeder Christgläubige erinnert, indem was er bezeugt, die Gegenwart an die gegenwärtige Bedingung ihrer Existenz als Ganzes. Er erinnert an ihr Erbe und ihren Auftrag. Mehr Versöhnung geht auch heute nicht, mehr muß aber auch gar nicht sein - weniger, halbherziger, einseitiger, kühler auch nicht.

Interessanterweise beansprucht heute keiner sein Recht darauf, unversöhnlich zu leben. Das ist vielleicht der mithin stärkste Grund, warum wir Rankes Zuversicht teilen sollten. Unsere Epoche *ist* unmittelbar zu Gott, gleichwohl unmittelbar verschieden. Kalt und heiß! Lebendig könnte man sagen- organisch, nannte das Pater Kentenich.

## ROBERT ZOLLITSCH DER PRIESTER ALS GEISTTRÄGER



Der Autor:

Robert Zollitsch, Dr. theol., geb. 1938, ist Erzbischof von Freiburg und Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz. Die dokumentierte Predigt hielt er am 22. Juni 2010 in Schönstatt vor 200 Priestern aus der ganzen Welt.

Wenn man das seltene Vergnügen hat, zu einem 100. Geburtstag eingeladen zu werden, dann kann man da oftmals eine interessante Stimmung wahrnehmen. Da ist in der Mitte der Jubilar, umringt von seiner Familie. Freunde sind meistens keine anwesend - sie sind zu gebrechlich oder schon lange nicht mehr am Leben. Mit den Kindern und Enkeln wird dann nicht selten in der Vergangenheit geschwelgt. Es werden Bilder aus vergangenen Tagen angeschaut. Alle sind glücklich und zufrieden, freuen sich mit dem Jubilar und trinken brav ihren Kaffee. Eine schöne, harmonische Feier. Allerdings: Dynamik geht von ihr nicht aus.

Anders heute. Unser Jubilar lässt sich nicht mit einem Stück Kuchen zufrieden stellen. Er will auch nicht, dass wir hauptsächlich zurück schauen und auf die vergangenen 100 Jahre staunend zurückblicken. Er will, dass wir seine Impulse aufgreifen und damit den Blick in die Zukunft zu richten und den Weg in die Zukunft gehen! Das ist auch der Grund, weshalb wir heute mit Recht sagen können: wir danken P. Kentenich für 100 Jahre priesterliches Wirken! Denn durch das, was er in den Menschen bewegt hat, durch das, was er mit seinen Worten und durch sein Lebenszeugnis angeregt hat, ja in sie hinein gepflanzt hat, war er nicht nur zu Lebzeiten ein Seelsorger und prophetischer Deuter! Er ist es bis zum heutigen Tag geblieben und er wirkt weiter fort. So ist es mehr als nur eine Randnotiz, dass er ausgerechnet in diesen Tagen neu ins Herz der Kirche, nach Rom gekommen ist - zunächst äußerlich aus Bronze gegossen, aber mehr noch von innen her mit seiner Botschaft, durch die er mitten unter uns lebendiger und notwendiger denn je ist. Denn seine prophetische Kraft ist es, die wir in unserer heutigen Zeit so sehr brauchen. Wir alle kennen die Situation, in der wir als Kirche heute stehen: Wir erleben, dass durch die Verfehlungen Einzelner, die das Vertrauen, das in sie gesetzt wur-

de, missbraucht haben, die Glaubwürdigkeit der Kirche Schaden leidet. Wir haben diese Fälle zu prüfen und sehr ernst zu nehmen. Vor allem aber haben wir danach zu fragen, wie wir als Priester neu Vertrauen gewinnen können, das der Schlüssel der Seelsorge ist. Ich bin mir sicher: wenn wir in die Schule unseres Vaters und Gründers gehen, dann wird dieser Weg gelingen. Denn er zeigt uns an erster Stelle, dass wir als Priester Geistträger sind, die aus der Kraft des Heiligen Geistes leben und durch sein Wirken für unseren Dienst gestärkt werden. Das ist es, was in der Lesung, die wir aus dem Buch Jesaja gehört haben, zunächst vom Gesalbten Jahwes gesagt wird. Vieles wird von diesem Geistträger ausgehen, ja von ihm erwartet. Menschen zu heilen, deren Herz zerbrochen ist; den Armen die frohe Botschaft bringen; die Trauernden trösten, und Vieles mehr. (Vgl. Jes 61,1f) Das Entscheidende steht aber vorweg. „Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn der Herr hat mich gesalbt.“ (Jes 61,1) Jesus wird diese Worte in der Synagoge in Nazareth zitieren und auf sich beziehen. Und so, wie wir von ihm berufen und bevollmächtigt sind für unseren Dienst, dürfen wir es auf uns übertragen. Ja, das ist als Priester zuerst unsere Aufgabe: als Geistträger zu wirken. Das ist es, wozu wir aber auch gestärkt und befähigt wurden!

Dass dies keine abstrakte theologische Aussage ist, können wir erkennen, wenn wir in das Leben unseres Vaters schauen. Da ist in seinem Leben nicht von vorne herein alles schon darauf angelegt, dass er ein großer und bedeutender Mann für die Kirche werden wird. Da deutet eher alles darauf hin, dass er als „einfacher Junge“ ein unspektakuläres Leben führen wird, von dem man in späteren Zeiten keine Notiz nehmen wird. Doch dann kommt es ganz anders. Nicht aufgrund eigener Verdienste, sondern weil Gott ihn beruft und erwählt und der Geist Gottes auf ihm ruht. Weil er sich öffnet für den Geist Gottes und ihn in sich aufnimmt, ihn atmet, von ihm durchdrungen ist. Dadurch wird er, innerlich ganz frei, vom Heiligen Geist geführt, und ist so für die Menschen da. Nie habe ich einen anderen Menschen erfahren, der mir so wach und aufmerksam zugehört hat, mich von innen her so sehr ergriffen hat, wie unser Vater und Gründer. Das war nicht einfach menschliche Leistung, das war Geschenk aufgrund der tiefen Durchdringung mit dem Heiligen Geist, der ihn ganz geöffnet hat für die Menschen und für das, was die Menschen bewegt.

Liebe Brüder, Ihr habt heute den Tag dazu genutzt, Geisteserneuerung zu halten. Eine Aufgabe, die unser Vater uns für jeden Monat aufgetragen hat. Nicht ohne Grund! Denn so vieles ist es, was auf uns einströmt. So viel Widersprüchliches, so viel Unausgegorenes, manchmal einfach nur zu viel. Schnell sind wir dann mit all unseren Themen innerlich zu, belegt. Was heute noch ganz wichtig erscheint, ist morgen schon vergessen. Da fällt es schwer, an einem Thema dran zu bleiben, nicht selbst innerlich vom Einem zum Anderen zu springen. Ja, es scheint mir in unseren Tagen drängender denn je zu sein, Zeit zum Innehalten zu haben, damit wir dem Geist in uns Raum geben. Denn es geht nicht nur darum, dass der Geist Gottes in einer Person unter uns gegenwärtig ist; es geht vor allem darum, dass wir ihn in uns wirken lassen, dass wir für seine Gegenwart empfänglich sind! Eine et-

was in die Jahre gekommene Bezeichnung für uns Priester ist das Wort „Geistlicher“. In diesem Ausdruck wird deutlich, worauf es in unserem Wirken als Priester vor allem ankommt: Dass wir uns dem Heiligen Geist öffnen, dass wir seine Werkzeuge sind. Dass wir uns von ihm leiten lassen. Das geht nicht per Dekret. Das geht durch ständige Wachheit, stete Offenheit und regelmäßige Übung. Ja, es gibt keine Situation, in welcher der Heilige Geist nicht bei uns wäre. Wir haben aber darauf aufmerksam zu sein, auf ihn zu hören. Dann können wir auch als Geistliche unser Umfeld prägen und gestalten. Auch hier können wir bei P. Kenterich lernen. Weder die Gottferne des Konzentrationslagers, noch die Zermürbung des Exils, nichts hat ihn davon abgehalten, aus der Kraft des Heiligen Geistes zu leben, sich aus dieser Kraft für die Menschen aufzuopfern. Was dabei der Dienst des Priesters ist, hat er schlicht und doch so klar formuliert: „Welche Aufgabe hat also der Priester? Eine Brücke zu bauen. Wie sehen die beiden Ufer aus, die durch eine Brücke verknüpft und verbunden werden sollen? Das ist auf der einen Seite der lebendige Gott und auf der anderen Seite der Mensch. Des Priesters Aufgabe besteht darin, Gott und Mensch in unzertrennliche, in liebesinnige, dauernde Verbindung miteinander zu bringen. An sich nichts Neues, eine Binsenweisheit. Und doch, wenn wir diese Wahrheit in das Gewirr der heutigen Zeit hinein stellen, dann wissen wir: Wir leben ja in einer gottesflüchtigen Zeit.“ Und gerade deshalb, so unser Vater, ist dies die erste Aufgabe: „Gott wieder für das Empfinden der heutigen Menschen lebendig zu machen und zum Gegenstand einer heißen, innigen Liebe zu machen – pontifex“ (Primizpredigt in Milwaukee, 1963).

Diese einfache Aussage enthält für unsere Kirche eine ungeheure Sprengkraft. Es ist schlicht die Überlebensfrage für unseren Glauben, für das Evangelium und damit für die Kirche, dass es uns gelingt, den Menschen unserer Tage für Gott aufzuschließen. Dies wird aber nicht geschehen, indem wir dies abstrakt verkünden. Es kann nicht gelingen, indem wir allein der Kraft der Liturgie vertrauen - so wertvoll und wichtig sie ist. Es kommt darauf an, von innen als Geistliche zu leben, uns zu öffnen für die Hinweise Gottes und die Fragen der Menschen. Nicht von oben nach unten. Sondern indem wir miteinander dem Gott des Lebens begegnen. Wir haben dies formuliert in dem Text, in dem wir Priestergemeinschaften in Schönstatt unser Priesterbild darlegen. Dort heißt es: „Wir Priester brauchen vor allem den Blick für das, was Menschen wirklich bewegt und was dem Leben dient. Es gilt, einführend und ehrfürchtig anzuknüpfen an der Sehnsucht der Menschen nach Liebe, nach Würde und Wahrheit, um sie weiterzuleiten zu Gott, dem Ziel allen menschlichen Suchens. Es gilt, selbstlos fremdem Leben zu dienen und nicht zuerst auf Formen und Vorschriften zu setzen.“ In diesen Sätzen begegnet uns als Vorbild, wie unser Vater als Priester gehandelt und gewirkt hat. Und deshalb ist es gerade in unseren Tagen so wichtig, dass unser Vater - nicht nur - in Rom mitten in die Kirche kommt, damit diese Haltung immer mehr wachsen kann. Die Haltung, die gemeinsam nach dem fragen lässt, was Gott uns in dieser Zeit sagen will. Die nicht schon alle Antworten kennt, die sich aber voll Vertrauen in die Arme Gottes fallen lässt. Wie sehr könnten wir an so Manchem verzweifeln, was wir dieser Tage erleben, wenn wir

nicht dieses Vertrauen hätten, dass es ein von Gott gegebenes Ziel gibt, das uns antreibt. Wie sehr müssten wir verzagen, wenn wir nicht in dem, was in der Welt geschieht, die Spuren und die Anfragen Gottes entdecken könnten. Diese Haltung und Überzeugung durchzieht das Leben unseres Vaters wie ein roter Faden. Sie ermutigt auch uns dazu, das Wirken des Geistes in unserer Welt zu entdecken und uns von ihm führen zu lassen! Und sie führt uns zu einem wichtigen Schlüssel unserer Spiritualität: zu Maria.

Sie ist die Frau, die sich ihr ganzes Leben hindurch vom Heiligen Geist führen ließ. Von ihrer Empfängnis bis hin zum pfingstlichen Gebet im Coenaculum. Maria ist überschattet und durchdrungen vom Heiligen Geist. Wer sich ihr anvertraut, gemeinsam mit ihr den Lebensweg gestaltet, der lernt, selbst zum Gefäß für das Wirken des Geistes zu werden. Oder - wie es in unserem Text über das Priesterbild steht: „Von ihr [Maria] lernen wir, uns immer neu für Gottes Geist zu öffnen und in seiner Kraft etwas zu wagen.“ Ja, deshalb ist die Bindung an Maria keine Randscheinung des Christentum, die man vielleicht auch noch eingehen kann, wenn man alles andere schon getan hat. Sie gehört zur Mitte unseres Glaubens, weil sie in die entscheidende Grundhaltung des Christ-Seins führt. Indem wir uns an Maria binden, werden wir zu wahrhaft Geistlichen, weil sie uns dazu anleitet, uns vertrauend in die Hände Gottes fallen zu lassen.

Liebe Brüder, durch diese Bindung an Maria ist Josef Kentenich zu der großen Vaterfigur geworden, die so Vieles und so Viele bewegt hat und immer noch bewegt. Heute, 100 Jahre nach seiner Priesterweihe, wirkt er dadurch in uns und durch uns fort. Er sendet uns heute, um das Bild einer geistgeprägten, dynamischen und geschwisterlichen Kirche lebendig werden zu lassen. Das Bild einer Kirche, die dem Leben der Menschen dient, die für die Menschen da ist. Das Bild einer Kirche, die demütig ist und doch voller innerer Würde. Das Bild einer Kirche, die ergriffen ist vom Heiligen Geist und aus seiner Kraft handelt, die deshalb immer in Bewegung ist und lebendig bleibt.

Wir sind dazu eingeladen und aufgefordert, diese Dynamik gerade heute in die Kirche zu tragen. Tun wir es für unseren Vater und mit ihm. Er hat uns alle so reich beschenkt. Er will noch viel mehr in die Kirche hineinwirken, die genau das so dringend braucht: die Erneuerung im Heiligen Geist. In der Gewissheit, dass wir heute seine Gefäße und Werkzeuge sind und er durch uns wirkt, wollen wir jetzt unser Weiheversprechen erneuern.

## FRANZ-PETER TEBARTZ-VAN ELST MIT CHRISTUS – MIT MARIA – IM LEBEN DER KIRCHE



Der Autor:

Franz-Peter Tebartz-van Elst, Dr. theol., geb. 1959, ist Bischof von Limburg. Die dokumentierte Predigt hielt er am 08. Juli 2010 im Dom zu Limburg.

Wenn man heute den großen Saal des Missionshauses der Pallottiner hier in Limburg besucht, beeindruckt die Architektur des Historismus. Vor hundert Jahren diente er als Kapelle, weil die Marienkirche seinerzeit noch nicht fertig gestellt war. Die mächtigen Bauformen, die Weite des Raumes und die Höhe der Decke erwecken aber nicht den Eindruck einer musealen Welt. Vielmehr vermittelt sich etwas vom Gefühl der Gründerjahre, die im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert Herkunft und Zukunft miteinander zu verbinden suchten. Den markantesten Eindruck in diesem Raum der Pallottiner hinterlässt ein großes Wandbild von Bischof Heinrich Vieter. Sein imposanter langer Bart und sein zielgerichteter Blick vermitteln Tradition und Fortschritt, Geschichte und Zukunft, Verwurzelung und Innovationskraft: eine Gründergestalt, die die Kirche in Kamerun auf den Weg gebracht hat.

Heute vor 100 Jahren hat er in diesem Raum in Limburg Pater Joseph Kentenich, den späteren Gründer der Schönstattgemeinschaft zum Priester geweiht. Sein Bild ist nicht weniger markant: ein Mann mit hellem Bart und leuchtendem gütigen Blick. So haben wir ihn vor Augen. Seine Weihe vor hundert Jahren lässt uns in dem gerade zu Ende gegangenen Jahr der Priester bedenken, was Papst Benedikt vor wenigen Wochen so eindrucksvoll uns Priestern und dem ganzen Volk Gottes in Erinnerung gerufen hat: „Der Priester ist nicht einfach ein Amtsträger, wie ihn jede Gemeinschaft braucht, damit gewisse Funktionen in ihr erfüllt werden können. Er tut vielmehr etwas, das kein Mensch aus sich heraus kann: Er spricht in Christi Namen das Wort der Vergebung für unsere Sünden und ändert so von Gott her den Zustand unseres Lebens. Er spricht über die Gaben von Brot und Wein die Dankesworte Christi, die Wandlungsworte sind (...) und so die Elemente der Welt verändern: die Welt auf Gott hin aufreißen und mit ihm zusammenfügen. (...) So ist der Priester nicht einfach ‚Amt‘, sondern ‚Sakrament‘: Gott bedient sich eines armseligen Menschen, um durch ihn für die Menschen da zu sein und zu handeln. Diese Kühnheit Gottes, der sich Menschen anvertraut, Menschen zutraut, für ihn zu handeln und da zu sein, obwohl er unsere Schwächen kennt – das ist das wirklich Große, das sich im Wort Priestertum verbirgt.“

In diesem Sinn ist Pater Kantenich von Gott geformt worden. Irdisches und Himmlisches zusammen zu bringen, angefochtene Wahrheit und geschenkte Liebe, das ist von Anfang an das Ringen in seiner Berufung und die Gnade der Reifung, die Gott ihm schenkt. Auf seinem Primizbildchen lässt er sein Gebet abdrucken, das seine innere Sehnsucht spiegelt: „Verleihe, o mein Gott, dass alle Geister in der Wahrheit und alle Herzen in der Liebe sich einigen.“

Damit ereignet sich in ihm, was sich in Maria, der ersten Glaubenden des Neuen Bundes, zeigt, die in ihrem Ringen und in ihrer Bereitschaft zur Schwester aller Menschen wird. Ihre Fragen an den Engel sind seine Suche nach Wahrheit. Ihr Fiat auf die Botschaft des Engels ist Vorbild für seine Bereitschaft, Werkzeug der Liebe Gottes zu werden, die sich verschenken will. Diese innere Ausrichtung eines Apostolates, das Gott dadurch formt, dass der Mensch es wagt, leuchtet in Maria auf. Sie gibt sich ganz Christus hin und wird mit ihm uns allen geschenkt. Sie zeigt: Je mehr sich die menschliche Person hingibt, umso mehr findet sie sich selbst.

Das ist die Dynamik des Priestertums Jesu Christi. Pater Kantenich bringt sie so zum Ausdruck: „Es gibt wohl kaum etwas, was uns innerlich so froh und frei machen kann als: benutzt zu werden in der Hand des Werkmeisters. Wo also mein Werk von Schwäche durchlöchert ist, fällt es mir nicht schwer zu sagen: Das ist mein Werk; wo es begnadet ist, fällt es mir nicht schwer, all das zurückzuführen auf den göttlichen Werkmeister. In großen Schwierigkeiten werden wir wissen: Gott wirkt, ich helfe bloß ein wenig mit. Dadurch wird letzten Endes auch das Gründerbewusstsein zum Gestaltungsbewusstsein.“

Pater Kantenichs Mut zur Mission nimmt Maß daran, wie Maria Christus zur Welt bringt. Seine Bereitschaft zum Apostolat wird inspiriert durch den Geist und die Gründung Vinzenz Pallottis. Pater Kantenich, der heute vor 100 Jahren in Limburg durch Bischof Vieter zum Priester geweiht wurde, wird in dieser Spur zu einer „Gründergestalt“. Die Mentalität von Gründerzeit scheint vielen heute weit entfernt, wo doch öffentliche Meinungen und Medien eher eine Endzeitstimmung herbeireden und -schreiben wollen, wenn es um das Priestertum in der Kirche Jesu Christi geht. Aufbruch und Erneuerung beginnen aber nicht mit offenen Briefen, sondern nur mit offenen Herzen. Offenheit als Wesenszug einer marianischen Berufung in der Kirche ist das Hören. Es ist die Demut, nicht das erste und das letzte Wort haben zu wollen. In dieser Bereitschaft liegt Bewegung. Wo Gott zuerst zum Sprechen kommt, fällt die Antwort des Menschen anders aus. So kommt der Weg der Kirche in Gottes Zukunft anders in den Blick. Dann sind es nicht Debatten im Scheinwerfer der Öffentlichkeit, die aufwühlen, sondern Dialoge, die die Gravitation unseres Glaubens erspüren. Berufung aus dieser Tiefe, die in die Weite geht. Gründer sind näher an den Fundamenten. Das gibt ihren Worten und Werken eine größere Stabilität. In seinem eigenen Ringen um Gewissheit und Verlässlichkeit bekennt Pater Kantenich: „Was Menschen mir nicht geben konnten, ... das ist mir unmittelbar von Maria geworden. (...) Vielleicht ahnen Sie, dass eine zarte Liebe zur Gottesmutter tatsächlich eine Offenheit (Geöffnetheit) schenkt für das Religiöse, eine Geöffnetheit, die nicht sehr leicht überbietbar ist.“

Wo die Kirche Erneuerung sucht, müssen ihre Fundamente offen gelegt werden. Nur der Blick auf das, was getragen hat und trägt, gibt die Perspektive für das, was weiterführt. Gründergestalten leben aus solcher Tuchfühlung mit dem Anfang und haben in Bedrängnissen die Belastbarkeit der Statik des österlichen Glaubens erprobt. Sie vermittelt sich, wo wir dreierlei im Blick behalten:

## Die Verbindung mit Christus im Abendmahlsaal aufnehmen

Am Abend vor seinem Leiden beginnt, was der Auferstandene seiner Kirche am Ostermorgen eröffnet. Diese Spannung ist das Wesen der Eucharistie und der innerste Nerv des Priestertums. Die Weihe holt den Priester in den Abendmahlsaal. Sie nimmt ihn mit in die Bedrängnis und in das Leiden Christi und sie führt ihn über sich und seine Grenzen hinaus in die Liebe und in das Leben des Auferstandenen. In dieser Spannung sind die Apostel mit Maria nach Ostern im Abendmahlsaal versammelt. Der Schrecken des Karfreitags steckt ihnen genauso in den Gliedern, wie das Staunen über Ostern. Die Eucharistie verbindet beides miteinander. Im Leiden ist die Liebe und in der Liebe ist die Erlösung.

Die Priesterweihe von Joseph Kantenich – heute vor 100 Jahren hier in Limburg – hat einen Menschen so in die Verbindung mit Christus gebracht, dass sich der österliche Anfang und der Aufbruch der Kirche durch ihn verströmt. Priesterlicher Dienst als die Berufung, den Anfang lebendig zu halten und die Fundamente offen zu legen, ist Gottes Initiative, die er durch Menschen in jede Zeit neu hineinträgt. Im Blick auf ein Jahr, das viele in der Kirche durch die Verfehlungen einzelner bis in die Grundfesten erschüttert hat, begreifen wir neu den Schatz glaubwürdig gelebter Berufung und zugleich die rettende Macht Gottes, die über menschliche Grenzen hinausführt. Priesterlicher Dienst als täglich gelebte Verbindung mit Christus im Abendmahlsaal braucht deshalb die tägliche Feier der Eucharistie als ein bleibendes dankbares Staunen über Gottes Initiative in unserem Leben. Hier gilt, was Papst Benedikt XVI. uns Priestern vor wenigen Wochen auf dem Petersplatz als Ermutigung gegeben hat: „Wenn das Priesterjahr eine Rühmung unserer eigenen menschlichen Leistungen hätte sein sollen, dann wäre es durch diese Vorgänge (die uns in diesem Jahr so belasten) zerstört worden. Aber es ging uns gerade um das Gegenteil: Das Dankbar-Werden für die Gabe Gottes, die sich in ‚irdenen Gefäßen‘ birgt und die immer wieder durch alle menschliche Schwachheit hindurch seine Liebe in dieser Welt praktisch werden lässt. So sehen wir das Geschehene als Auftrag zur Reinigung an, der uns in die Zukunft begleitet und der uns erst recht die große Gabe Gottes erkennen und lieben lässt. So wird sie zum Auftrag, dem Mut und der Demut Gottes mit unserem Mut und unserer Demut zu antworten.“

Liebe Mitbrüder, die Verbindung mit Christus im Abendmahlsaal führt nicht ohne „Grund“ in die dreimalige Frage des Auferstandenen an Petrus: „Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich?“ (Joh 21,16). Die Antwort des Petrus will in jeder Hl. Messe, die wir feiern, zu unserem persönlichen Bekenntnis werden: „Herr, du weißt alles, du weißt, dass ich dich liebe“ (Joh 21,17).

Zelebration ist diese Identifikation. In dieser Betrachtung wird der Priester zur Ikone Christi. In dieser Bewegung gewinnt der Priester im Abendmahlssaal den Blick dafür, dass er nicht alleine dasteht. Die Communio am Anfang der Apostelgeschichte wird zur Orientierung, wo der Priester Halt finden kann, wenn er ein Zweites vor Augen hat:

## Die Verbundenheit mit Maria suchen

Dieses Zeugnis gibt uns Pater Kentenich. Als Kind hat ihn seine Mutter in den Bedrängnissen ihres Lebens der Gottesmutter geweiht. Für sein Leben und seine Berufung wird dieses Ereignis prägend. Er schreibt einmal: „Wir wollen lernen, uns unter dem Schutz Marias selbst zu erziehen zu festen, freien, priesterlichen Charakteren.“ Im Pfingstbild der versammelten Apostel mit Maria wird die Gottesmutter zum Brennpunkt für die junge Kirche. Aus ihr strahlt das Licht und die Leidenschaft, um die die Jünger noch ringen. Ihre Nähe tut dem Priester gut!

Liebe Mitbrüder, je tiefer wir die Gemeinschaft mit der Gottesmutter suchen, desto herzlicher wird unser Glaube und unsere Berufung! In der betenden Gemeinschaft mit Maria dreht sich mancher Sturm im Leben, den wir als beißenden Gegenwind empfinden in einen Rückenwind. Den bekommt die junge Kirche an Pfingsten, um aus dem Abendmahlssaal in die Welt hinein gehen zu können.

Die Verbundenheit mit Maria zu suchen, das bedeutet eine doppelte Sorge für das Obergemach. Dort, wo sie mit den Aposteln einmütig im Gebet verharrt, entsteht im Glauben eine Gemeinschaft, die das Leben trägt. Die Apostel sind nicht einsam. In ihrer ganzen Verfügbarkeit für Christus finden sie eine größere Aufmerksamkeit füreinander. Diese Verantwortung der Priester hat Papst Benedikt XVI. im Blick, wenn er den Mitbrüdern bei seinem Besuch in Fatima unlängst in Erinnerung gerufen hat: „Sorgt (auch) füreinander und unterstützt euch brüderlich. Die gemeinsamen Zeiten des Gebetes und der Fortbildung sowie das Mittragen der Herausforderungen des priesterlichen Lebens und Wirkens der Mitbrüder sind ein notwendiger Teil eures Lebens. Wie schön ist es, wenn ihr euch gegenseitig in euren Häusern aufnehmt und dabei den Frieden Christi in euren Herzen habt. Wie wichtig ist es, dass ihr einander im Gebet und mit guten Ratschlägen und Unterscheidungshilfen beisteht! Seid besonders achtsam, wenn die priesterlichen Ideale manchmal an Kraft verlieren oder wenn jemand Beschäftigungen nachgeht, die nicht ganz mit dem übereinstimmen, was einen Diener Jesu Christi eigentlich ausmacht.“

Zur Sorge für das Obergemach im priesterlichen Leben gehört damit auch die Pflege einer priesterlichen Lebenskultur. Glaube braucht Gestalt und priesterliches Leben braucht eine Form, die Gebet und Gastfreundschaft erfahrbar machen. Bei sich so Zuhause sein zu können, dass andere sich bei uns beheimatet fühlen, gehört zur Seelsorge der Kirche und zur Sorge für die eigene Seele im Dienst am Evangelium. Wie heimatlos kann das Leben werden, wenn man erfahren muss, dass einem kein Zuhause zgedacht ist. Heimat im Obergemach ist nicht Rückzug aus der Welt, sondern Sammlung für die Sendung. Bei den Menschen zu stehen

und für sie einzustehen, ist nur möglich, wo wir in Gott zuhause sind. Wo Stürme zu Orkanen eines Gegenwindes werden, braucht es – wie die Dichterin Nelly Sachs ins Wort bringt – die „Nachtherberge des Glaubens“.

Unter dem Schutzmantel Marias haben wir ein Zelt, das schützt und enge Verbundenheit stiftet. Wo uns gerade Bedrängnis herausfordert, enger zusammen zu rücken und beieinander zu bleiben, bekommen wir ein drittes in den Blick:

## Die Verbindlichkeit im Leben der Kirche bezeugen

Ohne Kirche kann der Christ nicht glauben. Die Kirche ist der Leib Christi. Wer in diesem Organismus lebt, spürt, wie die sakramentale Verbindung mit Christus eine Verbindlichkeit ausprägt, die deutlich macht: Im Glauben geht es nicht um Mehrheit, sondern um Wahrheit. In Christus zu bleiben, das ist die Verbindlichkeit des priesterlichen Lebens, die eine Strahlkraft in die Welt hat.

Liebe Schwestern und Brüder, zu bleiben, wo andere gehen, ist wohl das stärkste Zeichen einer Freundschaft, von dem wir Menschen, von dem die Kirche zu allen Zeiten lebt. Man vergisst im Leben nicht, wer geblieben ist als andere gingen. Mit Leidenschaft lädt Jesus seine Jünger (im Johannesevangelium) ein, zu bleiben. Das griechische Wort für „bleiben“ lautet „diameno“. Darin enthalten ist das uns geläufige Wort Diamant. Diamanten bestehen aus Kohlenstaub, der sich über Millionen von Jahren abgelagert hat und so zu den festesten Materialien geworden ist, die wir überhaupt kennen. Aber erst dann, wenn solche Steine geschliffen werden, entsteht das bezaubernde Funkeln eines Schmuckstücks, das sie zu den teuersten Juwelen macht, die wir kennen.

So ist es auch mit dem „bleiben“, mit der gelebten Treue im Glauben. So ist es auch mit dem zölibatären Leben, das den Priester christusförmig macht. Es nimmt Maß an der Lebensform Jesu, der uns seine radikale Verfügbarkeit für Gott und die Menschen geschenkt hat. Der Zölibat braucht die Communio der Kirche. Er braucht das täglich treue Gebet des Priesters und die Unterstützung der Gläubigen. Der Zölibat ist nicht Einsamkeit, sondern Erfüllung, wo er das Echo des Evangeliums in die Welt trägt und die Resonanz des Gottesvolkes erfahren darf. Papst Benedikt hat der ganzen Kirche diese Ermutigung mitgegeben, als er zum Abschluss des Priesterjahres sagte: „Der Zölibat, das zeigt gerade die Kritik, ist ein großes Zeichen des Glaubens, der Gegenwart Gottes in der Welt. Bitten wir den Herrn, dass er uns hilft, uns von den zweitrangigen Skandalen zu befreien, dass er das große ‚Ärgernis‘ unseres Glaubens gegenwärtig macht: das Vertrauen, die Kraft unseres Lebens, das auf Gott und Jesus Christus gegründet ist.“

Liebe Schwestern und Brüder, weil der Zölibat der Priester diese Quelle der Glaubens als Zeichen für die Welt anschaulich machen will, sind wir als Kirche Christi gut beraten, verbindlich an dieser Lebensform Christi festzuhalten. Und wir wollen als Kirche alles dafür tun, dass er glaubwürdig und treu, erfüllend und einladend gelebt werden kann. Er ist im Spannungsbogen unseres christlichen Zeugnisses in einer säkularen Welt wie der eine und unverzichtbare Brennpunkt einer Ellip-

se, deren anderer das Beispiel einer sakramental gelebten Ehe und Familie ist. Beides lag Pater Kentenich als Gründer der Schönstattbewegung so sehr am Herzen. Wie sehr dieser Zusammenhang eine fruchtbare Berufungspastoral ermöglicht, zeigt sich in der großen Glaubensfamilie von Schönstatt.

Liebe Schwestern und Brüder, der 100. Jahrestag der Priesterweihe von Pater Joseph Kentenich führt uns in stürmischen Zeiten dankbar vor Augen, worauf die Kirche Christi gegründet ist, und was ihr Halt gibt, wenn Meinungen und Medien sie nicht nur in Frage stellen, sondern nicht selten auch verletzen: Es ist die Verbindung mit Christus im Abendmahlssaal, die Verbundenheit mit Maria und die Verbindlichkeit im gelebten Zeugnis der Kirche. Aus dieser Rückbindung erwächst ein Fühlen mit der Kirche, ein „sentire cum ecclesia“, das sensibel macht für die Wunden, bereit zur Umkehr und wach für eine lautere Erneuerung. In diesem österlichen Horizont vermittelt sich das Zeugnis einer Gründergestalt wie Pater Joseph Kentenich als Ermutigung zum Aufbruch. Nicht zusehen, sondern hinsehen; nicht kritisieren, sondern engagieren; nicht lamentieren, sondern motivieren; – Gründer vermitteln diese Entschiedenheit und bewegen so über ihre irdische Lebenszeit hinaus.

ERZBISCHOF DR. ROBERT ZOLLITSCH  
40 JAHRE JOSEF-KENTENICH-INSTITUT

*Der folgende Text gibt einen Einblick in die Entstehungsgeschichte des Josef-Kentenich-Instituts. Er wurde gehalten als Predigt in der Eucharistiefeyer am 12. Februar 2010 im Priesterhaus Berg Moriah in Schönstatt.*

Liebe Mitglieder und Freunde unseres Josef-Kentenich-Instituts, Schwestern und Brüder in der Gemeinschaft des Glaubens,

am Vorabend des 8. September 1964 fuhr Pater Kentenich in Milwaukee mit uns hinaus zum neu entstehenden International Center. Das Heiligtum stand im Rohbau; das Dachgebälk war bereits aufgeschlagen. Eine junge Schwester war uns vorausgeeilt, in das Gebälk gestiegen, stand mitten im Giebel und sang die beiden ersten Strophen des Liedes „Oben auf“, das unser Vater in Dachau gedichtet und einem Vöglein in den Schnabel gelegt hatte. Herr Pater schaute hinauf, breitete beide Arme aus und rief der Schwester zu: „Springen Sie!“ Sie antwortete: „Ja, in Vaters Herz.“

Wenn ich die Gründung und die Geschichte unseres Josef-Kentenich-Instituts an meinen Augen vorüber ziehen lasse, meine ich sagen zu können: Die Gründung unseres Instituts war ein Sprung in Vaters Herz, eine Antwort auf eine Sehnsucht seines Herzens, die Verwirklichung einer „Lieblingsidee“, wie er es schon einmal in der Ersten Gründungsurkunde formuliert hatte.

In meinen Gesprächen mit unserem Gründer bei meinem Besuch in Milwaukee im August und September 1964 tauchte immer wieder die Frage der theologischen Durchdringung und der theologischen Aufarbeitung der Welt und Sendung Schönstatts auf. Es war die Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils. Eine überaus lebendige Zeit! Pater Kentenich sah dies als Chance, als Herausforderung und Kairos. Er war überzeugt: durch das Konzil wird Schönstatt verstanden, und er selbst werde voll rehabilitiert. Daran bestand für ihn kein Zweifel.

Im August 1964 hatten wir uns zuvor in Würzburg auf der ersten gemeinsamen Tagung des jungen Diözesanpriesterverbandes intensiv mit der theologischen Aufarbeitung und der existenziellen Bedeutung des Geschehens um den 20. Januar 1942 befasst. Am 8. September erhielt ich in Milwaukee von Georg Egle das Protokoll der Tagung. Ich gab es Pater Kentenich am Abend gegen 10 Uhr. Als ich ihn am nächsten Morgen voller Neugierde fragte, ob er schon in das Protokoll hineingeschaut habe, antwortete er: Ich habe es heute Nacht noch ganz gelesen. Auf meine Frage nach seinem Eindruck: „I' hob' mi g'freit!“ (Diese bayrischen Anklänge waren wohl auf den vorausgegangenen Besuch von Direktor Otto Maurer zurückzuführen.)

Von da an kam Herr Pater immer häufiger und nachdrücklicher auf die Frage der theologischen Aufarbeitung und wissenschaftlichen Darstellung unserer Welt zu sprechen - in unseren gemeinsamen Runden und auf zwei langen Abendspazier-

gängen mit mir am 11. und 12. September. Als wir uns am 12. September abends um halb neun verabschiedeten, schickte er mir nochmals seine Sekretärin, die „große Maria“ (Kleinmeyer). Sie sollte mich noch mehr für die theologische Aufarbeitung des 31. Mai 1949 - „Theologie und Psychologie der Zweitsachen“ - erwärmen. Als wir einen Tag später, am Sonntag, den 13. September, zu meiner Verabschiedung gemeinsam ins Heiligtum gingen, gab er mir seinen Segen und fügte hinzu: „Bleiben Sie so treu wie bisher“ und fügte sinngemäß hinzu: „Tun Sie alles, dass wir möglichst bald genügend Professoren haben und unsere Welt theologisch aufgearbeitet und nach außen dargestellt wird.“ Reich beschenkt, aber auch mit einer Last und neuen Verantwortung nahm ich Abschied.

Doch unser Vater ließ nicht nach. Im August 1967 hielten wir im jungen Diözesanpriesterverband unsere Jahrestagung in Metternich und hofften dabei, wie im Jahr zuvor auch dem Gründer begegnen zu können. Zu unserer großen Enttäuschung kam es nicht dazu. Als ich nach der Tagung Pater Kentenich über unser Treffen mit dem Thema „Leben aus dem 31. Mai“ berichtete, war seine Antwort: „Wenn mir das bewusst gewesen wäre, wäre ich auf jeden Fall zu Ihnen gekommen.“ Auf dieser Jahrestagung erhielt ich den Auftrag, einen neuen Kandidatenkurs für den Diözesanpriesterverband zu sammeln. Am Samstag nach der Tagung kam ich an meine Kaplanstelle Buchen zurück; da erhielt ich die Nachricht, ich solle die Stelle eines Repetitors im Collegium Borromaeum in Freiburg übernehmen. Und der Kommentar von Pater Kentenich: „Die Tür ist geöffnet. Jetzt sind Sie dran!“ Nun, wir blieben dran. Und was das bedeutet, wissen wir heute besser als vor vierzig Jahren. Aber dieser Lieblingswunsch unseres Gründers und sein Auftrag bestehen bis heute und sie motivieren uns.

Je mehr wir uns auf diesen Lieblingswunsch des Gründers einließen, liebe Schwestern, liebe Brüder, desto klarer trat uns auch sein Charisma vor Augen, desto deutlicher spürten wir, was unsere Sendung als Schönstattfamilie, unsere gemeinsame Aufgabe ist. Dies ließ uns nicht mehr los. Wir wollten nicht nur intellektuell redlich und theologisch guten Gewissens Schönstätter sein. Wir wollten, was uns geschenkt ist, auch weiter geben. Wer in der wissenschaftlichen Welt wahr- und ernstgenommen werden will, der muss sein Produkt auch entsprechend darstellen und platzieren; der kann nicht in der Ecke stehen bleiben und warten, bis jemand kommt und fragt; der muss nach außen gehen und das, was ihm wichtig ist, in die Öffentlichkeit tragen; der muss Menschen deutlich machen und erfahren lassen, was ihn bewegt. Das war - zusammen mit dem Auftrag des Gründers - der entscheidende Impuls bei der Gründung des Josef-Kentenich-Instituts.

Als mein eigener Kurs im Diözesanpriesterverband sich in den Jahren 1961-1964 sammelte, waren wir fast alle noch Studenten, Theologen. Wir gingen damals an die theologische Erarbeitung der Grundlagen unserer Gemeinschaft und unserer Schönstattfamilie. Wir starteten als Studenten - als Theologen - und bleiben lange Zeit in unserer Gemeinschaft der „Theologenkurs“, weil wir weiterhin theologisch arbeiteten. Wir hatten als Jungmänner und in der Schönstatt-Theologengemeinschaft erfahren, welchen unermesslichen Schatz, welchen Lebenswert und welch

gewaltige Perspektive Schönstatt für uns bedeutete. Wir glaubten, zu ahnen, welche große Chance darin liegen könnte, wenn viele Menschen das Charisma Schönstatts, die Ideen und Gedanken Pater Kentenichs entdecken und für sich fruchtbar machen würden.

Wir spürten die Distanz vieler Zeitgenossen gegenüber jeglicher Marienfrömmigkeit, gegenüber dem von uns gelebten Vorsehungsglauben, gegenüber dem Gründer. Doch wir gaben nicht klein bei. Wir wollten anderen die Welt und das Charisma Schönstatts vermitteln, sie dafür gewinnen, ja dafür begeistern - damit möglichst viele im Blick auf Schönstatt feststellen: „Das habe ich gar nicht gewusst, dass Schönstatt der Kirche so viel zu bieten hat.“ Darum galt es, einerseits darzulegen, aus welcher tiefer Spiritualität Schönstatt lebt. Andererseits war es unser Anliegen, aufzuzeigen, dass wir alles theologisch gut begründet tun. So gingen wir denn daran in unserem „Theologenkurs“ und dann neu in Freiburg im Collegium Borromaeum mit unserem „Mariologischen Seminar“ - und dies mit Schwung und Begeisterung. Dieser Schwung und diese Begeisterung waren so groß, dass sie vor vierzig Jahren zur Gründung des Josef-Kentenich-Instituts in Oberkirch führten, um unserem Anliegen und unserer Arbeit Konturen und Bestand zu geben.

In der Lesung aus dem Buch der Sprichwörter, liebe Schwestern, liebe Brüder, haben wir die Weisheit sagen hören: „Wer mich findet, findet das Leben“ (Spr 8,35). Die Liturgie weitet dieses Bild in Verbindung mit dem Neuen Testament auf Maria, die Mutter, durch die die Weisheit spricht. Im Liebesbündnis dürfen wir erfahren, dass die Bindung an Maria und der Weg an ihrer Hand Leben bedeuten, Leben in Gemeinschaft, verbunden in Solidarität und Liebe. Maria, die erste Jüngerin ihres Sohnes, ging den Weg mit ihm bis zur Vollendung, wie wir es im Evangelium hörten. Sie, die Jesus unter dem Kreuz auch uns zur Mutter gegeben hat, geht den Pilgerweg des Glaubens mit uns. Und Pilgern heißt: unterwegs sein, einem Ziel entgegen gehen; Pilgern heißt: aufbrechen, und das immer wieder neu.

Unser Vater hat das Bild des Zweiten Vatikanums von der pilgernden Kirche sehr bewusst aufgegriffen und es sogar noch verschärft. Er geht davon aus, dass der Felsen Petri sich in Bewegung setzt und spricht sogar vom wandernden, vom pilgernden Felsen. Der Fels geht zu den Menschen. Die Kirche bricht wie Maria auf zu den Menschen. Das ist der pastorale Weg der Kirche. Man muss sich bewusst machen, was das heißt, was das an Spannungen und Veränderungen mit sich bringt. Die Theologie weiß um ihre Wurzeln und vergewissert sich ihrer ständig. Doch ihr entscheidender Blick geht nicht in die Vergangenheit; er geht in die Zukunft. Wir Christen sind unterwegs zu einem Ziel; wir sind mit einer Verheißung und Sendung unterwegs. Dieses Ziel, diese Verheißung gilt es, stets neu in den Blick zu nehmen.

Unser Vorsehungsglaube lehrt uns, nach den Zeichen der Zeit zu fragen, nach den Seins-, Zeiten- und Seelenstimmen, und sie im Licht des Glaubens zu deuten, um Gottes Willen für heute und den Weg in die Zukunft zu erkennen. Unsere Familie gilt es, in jeder Generation neu zu gründen, damit wir gegenwartsnah und zukunftsfähig bleiben, so hat es uns Pater Kentenich ins Stammbuch geschrieben. Es

geht darum, die Hand am Puls der Zeit zu haben und ständig mit den Fragen der Gegenwart im Gespräch zu sein, um die Sprache der Menschen zu sprechen, ihre Herzen zu erreichen und ihnen aus dem Glauben Antwort zu geben. Hier Avantgarde zu sein, bleibt stete Herausforderung für unser Institut und unsere Arbeit und dies im Blick auf die Menschen, denen wir begegnen, und im Blick auf die Wissenschaft und das Gespräch mit ihr. Wir brauchen die Vergewisserung nach Innen und das gemeinsame Ringen um ein tragfähiges Leben aus dem Liebesbündnis. Zugleich bedeutet dies, davon Zeugnis zu geben, Menschen miteinander zu vernetzen und ein Netzwerk aus dem Liebesbündnis zu bauen.

Liebe Schwestern, liebe Brüder, wir feiern in diesem Jahr das hundertjährige Jubiläum der Priesterweihe unseres Gründers. Ich habe bewusst die Erinnerung an die Begegnung ihm und eine seiner Lieblingsideen an den Anfang meiner Ansprache gestellt. Der heutige Tag und unser Institut sollen ja auch ein Geschenk an ihn aus Anlass seines Jubiläums sein. Doch wir schauen nicht nur zurück, sondern vor allem nach vorne und blicken auf das hundertjährige Jubiläum unserer Familie in vier Jahren. Auch dabei darf es weniger um den Rückblick und die große Vergangenheit gehen. Es geht um den Weg in die Zukunft. Vor welche Herausforderungen stellt uns das zweite Jahrhundert unserer Familiengeschichte?

Wir gehen den Weg in die Zukunft im Liebesbündnis mit der Gottesmutter. Sie ist nicht nur die Mutter, die uns ihr Sohn anvertraut hat und die uns unter ihren Schutz nimmt. Sie ist zugleich die Frau des Aufbruchs. Das Erste, was sie tut, nachdem sie erfahren hat, dass sie Mutter des Sohnes Gottes werden soll, ist, dass sie aufbricht in das Bergland Judäa zu ihrer Verwandten Elisabeth. Noch bevor sie ihren Sohn geboren hat, bringt sie ihn zu den Menschen. Heute ist sie an vielen Orten als die Pilgermadonna unterwegs. Gott zu den Menschen bringen, ist, so scheint mir, die entscheidende Herausforderung der Gegenwart und der Zukunft. Die Gottesfrage, die Frage nach Jesus, die Frage nach dem lebendigen Gott, nach dem Gott des Lebens ist die zentrale Frage und der bleibende Stachel in unserer Gesellschaft.

Machen wir genügend bewusst und stellen wir genügend dar, was uns in der Gottesmutter und ihrem Heiligtum in Schönstatt geschenkt ist? Unser Heiligtum lässt uns nicht nur zu Hause sein bei der Gottesmutter; es lässt uns auch Gottes Nähe und Heimat erfahren. Wer Heimat erlebt, dessen Herz öffnet sich. Wer der Gottesmutter begegnet und sich ihr im Liebesbündnis anvertraut, beginnt, Gott mit ihren Augen zu sehen, ihn mit ihrem Herzen zu lieben. Uns auf Spurensuche zu begeben, Gott im Alltag zu entdecken und den Gott des Lebens zu künden, gehört zu unseren großen Herausforderungen und Chancen, damit die Menschen erfahren, was der Prophet Sacharja ankündigt: „In jenen Tagen werden zehn Männer aus Völkern aller Sprachen einen Mann aus Juda an seinem Gewand fassen, ihn festhalten und sagen: Wir wollen mit euch gehen; denn wir haben gehört: Gott ist mit euch“ (Sach 8,23). Sie sollen es von uns überzeugend hören und selbst bei uns erfahren.

Liebe Schwestern, liebe Brüder, ich bin dankbar, für das, was aus unserem Institut in vierzig Jahren geworden ist. Ich danke allen von Herzen, die sich einsetzen und mitarbeiten, „eingreifen ins Leben“ - ob hier in der rheinischen Sektion oder auf der Marienhöhe. Ich habe mich gefreut über die Begegnung mit der neuen Sektion aus jungen Erwachsenen am 7. November im vergangenen Jahr in Freiburg - nicht zuletzt über die Vielfalt der wissenschaftlichen Disziplinen und Interessen, die da vertreten waren. Ihr Engagement und Ihr Einsatz tragen Frucht und machen Hoffnung.

Vergessen wir nicht: Die Zeit, die uns heute geschenkt ist, ist Gottes Zeit. Die Anfragen und Herausforderungen der heutigen Zeit stellt uns Gott. Er fordert uns auf, das zu tun, was angezeigt und möglich ist. Unterschätzen wir nicht die Chancen, die uns Gott schenkt, denn wir haben - davon bin ich überzeugt - ihn auf unserer Seite!

GERTRUD POLLAK  
„EINGREIFEN INS LEBEN“  
STICHWORTE ZUR GESELLSCHAFT

Die Autorin:

Gertrud Pollak, Dr. theol., ist Ordinariatsdirektorin für Schulen und Hochschulen im Bischöflichen Ordinariat Mainz und Mitglied der Generalleitung des Säkularinstituts der Frauen von Schönstatt.



*Nachfolgend wird ein 15minütiges Statement im Wortlaut wiedergegeben. Es geht dabei nicht um abgerundete thematische Ausführungen. Vielmehr sollte das Gesagte lediglich Anregungen für die anschließenden Gespräche geben. Der Bezug zu P. Josef Kentenich wird nicht ausgeführt. Einige Stichworte am Ende jeder thematischen Einheit - „Kentenichspuren“ - sind als Gesprächsimpulse gedacht.*

Mein Focus liegt auf nur vier Bereichen, in denen sich Dinge tun, die wirklich ins Leben der Menschen greifen. Ich beschreibe jeweils eine Beobachtung und skizziere dann einen Gedanken dazu, von dem ich meine, dass P. J. Kentenich ihn dazugelegt oder dagegen betont hätte. Dabei verwende ich nicht seine Worte und zitiere ihn auch nicht direkt. Denn dazu soll nachher unser Gespräch dienen – auf meinem Arbeitsblatt für alle stehen lediglich ein paar „Kentenichspuren“ denen das Josef Kentenich Institut heute Raum geben könnte – Gott sei DANK auch durch die junge Verstärkung mit unserer neuen Sektion, in denen durch die vertretenen Berufsgruppen das sozial-gesellschaftlichen stärker in Blick kommt. Auch im fünften Jahrzehnt des JKI gibt es noch viel Wertvolles zu heben.

## Arbeit

Hartz IV, die Reform der Reform – ein Gerichtsurteil und eigenartige Kommentare. Alleinverdiener, die aufgeschreckt und empört vorrechnen, wie benachteiligt sie einem vergleichbaren Arbeitslosen gegenüber sind. Arbeit scheint sich nicht zu lohnen...

Parteipolitische Argumentationsakzente tönen durch und immer wieder der grundsätzlich berechnete Rekurs auf die Kinder, Argumente bei denen freilich vielerlei Nebengeräusche mitschwingen. Gut ist, dass wenigstens auch einige Aspekte

in Blick kommen, die über das rein Materielle hinausgehen: Kinder brauchen Anteil an der Musikschule, am Schwimmbad, an guter Bildung ist zu hören. Insgesamt gestaltet sich die Diskussion aber doch viel zu oberflächlich. Im Grunde geht es verkürzt gesagt primär um die *bloße materielle Existenzsicherung zwischen Wirtschafts- und Parteiinteressen*.

Sieht man auf die persönliche Situation und psychische Befindlichkeit von Arbeitslosen oder den Geborgenheits- und Liebesmangel vieler betroffener Kinder, bedenkt man gesundheitliche Aspekte und gesellschaftliches Ansehen, dann wird deutlich, wie sehr hier die Frage nach der grundsätzlichen, anthropologischen Bedeutung der Arbeit für den Menschen in Blick kommt.

Einerseits: Was fehlt einer Person, die nicht arbeiten kann, an schöpferischer Entfaltungsmöglichkeit? - und andererseits: woran liegt es, dass Menschen die Freude an der Arbeit, die Lust zu arbeiten, verlieren?

Psychologische, pädagogische, theologische Rückfragen sind zu stellen – im Blick auf das Individuum, aber auch seinen sozialen Kontext.

Solche Tiefendimensionen hätte Josef Kentenich gewiss ins Licht gehoben. Er hätte sehr umsichtig gefragt was hier auf Dauer Abhilfe schaffen kann:

Kurz gesagt: Tragfähiger auf Dauer wäre bei den Fragen um die Arbeit die Klärung der Wertebasis für ein menschenwürdiges und erfülltes Leben für den einzelnen und die Gesellschaft.

(Zum Nachdenken einige „Kentenichspuren“ z.B.: soziale, psychologische, pädagogische und theologische Aspekte von Arbeit, Menschenbild, Entfaltung der Kreativität, schöpferische Kraft im Menschen...usw.)

## Jugendliche

Eltern, Pädagogen, Seelsorger, Politiker und auch wir hier wissen, wie komplex und herausfordernd es gerade für junge Menschen heute ist, sich zu finden und leben zu lernen. Wie geht das inmitten eines Marktes ungeahnter Möglichkeiten - und das alles in globalen Dimensionen?

Noch mehr als Erwachsene möchten Jugendliche Integration, „dazugehören“, und gleichzeitig wollen sie Distinktion, „individuell sein“. Diese Grundspannung begleitet jeden Augenblick in der langen Phase der Identitätsfindung. Jugendliche erfahren und sehen an anderen und besonders in den von ihnen extensiv genutzten Medien eine bisher nie gekannte Gestaltungsfreiheit in Sprache, Kleidung, Lebensstil. Es gibt unzählige Meinungen und Facetten unterschiedlichster Lebensentwürfe, die reizen, ausprobiert zu werden. Eltern und auch gute Lehrer und Lehrerinnen nehmen dieses Vielerlei in ihren Kindern und Jugendlichen wahr – und sind manchmal auch ratlos.

Für junge Menschen ist es in dieser Fülle der Angebote ohne besondere Unterstützung kaum möglich, ein traditionell akzeptiertes Menschenbild mit klaren Konturen und Werten als nachahmenswert anzunehmen. Für viele – übrigens auch für Erwachsene - gibt es kein christliches Menschenbild, kein gottgeschenktes „Per-

sönliches Ideal“, kein durchgängiges persönliches Konzept. Persönlichkeit, Ich-Sein ist nichts Vorgeprägtes. „Personality“ ist stets im Fluß, entsteht durch temporäre Konstrukte. Identitätsbildung funktioniert je neu, durch Prozesse der Selbstdarstellung in der jeweils relevanten „community“ in der man sich gerade bewegt. „Coach yourself“ heißt die Devise. Die einzelnen Individuen gestalten sich selbst in den Kontexten der jeweils aktuellen Wirklichkeiten durch Kick und performance. Erst der Kult um die eigene Person schafft Realität; die Selbstvergewisserung geschieht im Erlebnis (Schulze), bei den „peers“, im Milieu. Angesichts permanenter, rasanter Wechsel von Idolen und Marktmeinungen kann und darf man sich nicht festlegen. Als Jugendlischer (und Erwachsener) muss man sich stets offen halten für Neues, noch Ungesagtes. Man kann sich nicht einschränken und einfach an etwas oder jemanden wirklich binden.

Durch diese Art der Identitätssuche mit stets wechselnden Konstrukten, entsteht eine diffuse, nicht greifbare Mentalität, die unsere Kinder und Jugendlichen orientierungslos prägt.

Identitätssuche mit stets wechselnden Konstrukten. Hilfreicher wäre: was?

Josef Kentenich mit seinem Herzen für die Jugend würde heute darin gewiss eine gesellschaftlich brisante und bedeutende Aufgabe sehen:

Woran kann Maß genommen werden, um Identität zu finden und wer hilft und begleitet? Mit aufmerksamem Realitätssinn, Bodenhaftung und langem pädagogischem Atem, würde er zuerst aus ehrlichem Interesse auf die einzelne Person und ihre individuellen Umstände sehen.

Sein erster Kommentar - stelle ich mir vor - wäre: Was ist, das darf zunächst einfach einmal sein!

Es fällt nicht immer leicht, die aktuellen Rahmenbedingungen zu tolerieren. Aber *diese* sind nun mal der Ausgangspunkt und nicht unsere Wunschvorstellungen.

In solcher Akzeptanz macht der Jugendliche die Schlüsselerfahrung und die positive Entdeckung: ich bin geschätzt.

Was Kinder und Jugendliche zuerst und unersetzlich brauchen, sind offene und wache Begleiter und Begleiterinnen als Rahmen und Reibeflächen, Menschen, die sich glaubwürdig auch argumentativ auf Auseinandersetzungen einlassen. So stellt sich Kentenich Familie, Jugendarbeit, Schule vor.

Inhaltlich leitend ist dabei die ganze „Welt“ des Persönlichen Ideals. Dieser große Grundgedanke gehört in den gesellschaftlichen Diskurs und braucht die entsprechende pädagogische Anwendung.

Die Identitätssuche mit stets wechselnden Konstrukten hört damit nicht auf, aber orientierend sind persönlichkeitsfördernde Angebote – etwa ein Mainzer Seminarangebot für Schüler mit dem erfrischenden und „gesund klingenden“ Titel: Kiwi – keiner ist wie ich! Also: die positive Entdeckung: ich bin geschätzt und „Kiwi“ (keiner ist wie ich)!

(Für's Gespräch einige „Kentenichspuren“ z.B.: Idealpädagogik, Liebespädagogik, Freiheitsziehung, Jugendarbeit...usw.)

## Gleichstellungspolitik

Ich verwende den im europäischen und nationalen Recht gebräuchlichen Begriff weit. Die Homepages der EU und unserer deutschen Ministerien definieren: (Internet BMFSFJ) „Gleichstellung muss im politischen Alltagsgeschäft aller Ministerien Berücksichtigung finden. Sozialpolitik, Bildungspolitik, Entwicklungspolitik“, Und dann wird erklärt: „für einen solchen, alle Handlungsfelder umfassenden, vorausschauenden Ansatz der Gleichstellungspolitik“ ist der „Begriff Gender Mainstreaming etabliert.“ Leitprinzip ist Geschlechtergerechtigkeit. Genauer betrachtet verbirgt sich dahinter im Extrem eine Ideologie, nach der jeder Mensch seine geschlechtliche Identität selbst bestimmen kann und somit jede sexuelle Orientierung als gleichwertig zu betrachten ist.

Das politische Querschnittsziel ist Gender-Mainstreaming und führt zu unterschiedlichen Gleichstellungsgesetzen. Es geht um die wirtschaftliche Unabhängigkeit von Frauen und Männern, den Abbau von Geschlechterstereotypen in der Gesellschaft bis zu den vielen Gesetzen der Gleichstellung – das AGG im Personalwesen oder die Gleichstellung nicht heterogener Partnerschaften mit der Ehe – dies gilt auch in Ländern in denen das C (mit)regiert.

Das Grundanliegen der Gleichberechtigung von Frauen und Männern, die Abschaffung verkrusteter stereotyper Rollenbilder der Geschlechter und anderes mehr hat Kentenich in seinem Leben aktiv unterstützt. Dies freilich auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes wonach Gott den Menschen gezielt als Frau und Mann erschaffen hat zur gegenseitigen Hilfe und Ergänzung. Er würde dabei das Ziel sozialer Gerechtigkeit nicht aus dem Auge verlieren und insgesamt profunder ansetzen. Unverkürzt hieße das: Schöpfungsgemäße Ergänzung durch gleichwertige Andersartigkeit in Ehe und Gesellschaft.

(Themenfelder, die zu bedenken wären als „Kentenichspuren“ z.B.: neue Gesellschaftsordnung, Frauen- und Männerbild, Ehepädagogik...usw.)

## Technologien

In der Debatte um Nutzen und Schaden des Internet gilt Deutschland in der industrialisierten Welt als verkrustet, zögerlich und ideologisiert. Auch wenn mittlerweile viele Senioren und Seniorinnen als „Digital immigrants“ moderne Technologien nutzen, tun sie es anders als „Digital natives“. Viele von uns hier nutzen das Netz vermutlich pragmatisch und damit nicht in der Fülle seiner Möglichkeiten. Wenige von uns werden als Avatar in der virtuellen Welt angemeldet sein. Ich meine mit Avatar nicht den alle Kinobesucherrekordzahlen sprengenden action trailer, sondern die Internetmöglichkeit, sich in einer virtuellen Welt als künstliche Person nach eigenen Wünschen anzumelden und dort zu leben, Geld zu verdienen, Beziehungen zu pflegen usw.

Vor solcher Nutzung des Internet wird von manchen gewarnt. Das Netz lasse Menschen vereinsamen, entziehe ihnen die Realität. Spielsucht und Unfähigkeit, Beziehungen zu leben, seien die Folge. Mag sein – aber es steckt auch ein anderes Verständnis von Kommunikation dahinter, das geschätzt sein will.

Mittlerweile setzt die neue digitale Technologie viel auf soziale Netzwerke. Ich greife drei Anwendungen digitaler Technologie heraus: erstens das iPhone – verkürzt gesagt ein Handy, das gleichzeitig Supercomputer ist: Telefon, Internet, Digitalkamera, Kalender und vielfacher Organizer. Als PDA begleitet den Nutzer sein stets verfügbarer persönlicher Assistent. Wer hat nicht seinen Blackberry oder das neueste Smartphone!?

Weit mehr soziale Kontakte und Verpflichtungen bringen zwei weitere Anwendungen, zum Beispiel der Kurznachrichtendienst Twitter, mit einer klar strukturierten Informationsflut, wo sich Nachricht auch mit Manipulation paaren kann – oder um ein drittes herauszugreifen – die Netzwerkseite Facebook. Öffentlich gestartet 2004 hat Facebook binnen 6 Jahren 400 Millionen aktiv angemeldete Nutzer weltweit und einen Marktwert von 10 Milliarden Dollar. Jeder Benutzer hat eine Profilseite, auf der er/sie sich mit Fotos, Videos und anderen Dingen vorstellen kann. Es gibt öffentlich sichtbare Nachrichten und sehr Persönliches, insgesamt interessante Details, auf die nicht zuletzt heute auch Personalchefs bei Stellenbesetzungen zugreifen. Ob der neue Konkurrent Google buzz mithalten kann, wird sich zeigen. Jedenfalls gibt es wieder ein globales neues soziales Netz mehr neben all den kleinen Intranets und chatrooms, die das Kommunikationsverhalten heute prägen.

Heutige technologische Errungenschaften und ihre vielseitigen Anwendungsgebiete sind ein Geschenk und bergen doch auch Gefährdungen. Denken wir nur an die vielen Bank- und Kundenkarten, die wir täglich nutzen. Unsere biometrischen Daten liegen offen. Ich wundere mich nicht mehr über Briefe von allen möglichen Firmen, die meine Post- oder e-Mailadresse gekauft haben. Wie viele Besucher auf Internetseiten gehen und wie lange, das wird registriert. Dass viele Marktprodukte ebenso mit rfid, kleinen „Sendern“, ausgestattet sind, merken wir meist gar nicht. Ich könnte z. B. eine bekannte Kleiderfirma nennen, bei der mit diesen rfid bei jedem Kleidungsstück nachgewiesen werden kann, zu welchem Verbraucher es gewandert ist. Hier gibt es eindeutig die Gefahr der Grenzüberschreitungen - nicht durch die Technologien also solche, sondern durch ihre Nutzung.

Es geht hier um eine sehr sensible Kulturfrage im Selbstverständnis einer Person und um enorme Grenzverschiebungen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, zwischen einem intimen Schutzraum, der mir eigentlich zusteht und dem, was unkontrolliert viele einfach von mir wissen können.

So wird der Siegeszug digitaler Technologien sehr leise zum Tabubruch zwischen privat und öffentlich. Datenschutz ist dann nicht bloß ein notwendiges juristisches Reglement, sondern zutiefst eine umfassende Bildungsaufgabe mit hohem Anspruch an das menschliche Selbstverständnis und den Schutz der Würde der einzelnen Person.

Die nützlichen Fortschritte der digitalen Welten wollen kompetent gestaltet sein durch: Medienkompetenz als Erziehung zu Wertbewusstsein und Selbstverantwortung. Digitale soziale Netzwerke haben ihren Reiz und unterstützen unseren Alltag. Fraglich ist, wie das hohe Potential an Faktenwissen, das lineare und vernetzte Denken zu Lebenswissen werden kann und wie aus digitalen Kontakten tragfähige Bindungen und Liebe wird.

(Größere Zusammenhänge bieten einige „Kertenichspuren“ z.B.: Bündnis- und Bindungspädagogik, organisch denken, leben, lieben, der „neue Mensch“; Selbsterziehung usw.)

JOACHIM SÖDER  
KENTENICH-THEMEN IN DER WISSENSCHAFT



Der Autor: Joachim R. Söder, Dr. phil., geb. 1967, ist Professor für Philosophie an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen in Aachen.

Endlich! Knapp 100 Jahre nach dem 18. Oktober 1914 diskutiert die wissenschaftliche Welt Kentenich-Themen: Von A wie Abendlandsendung bis Z wie Zweit-Ursachen-Psychologie. Und diese Diskurse finden nicht nur im Elfenbeinturm der akademischen Eliten statt, sondern finden breiten Widerhall in den bundesdeutschen Feuilletons.<sup>1</sup>

Wovon die Rede ist? Von mindestens drei großen Trends in den derzeitigen geisteswissenschaftlichen Debatten:

### Analyse und Überwindung des mechanistischen Denkens

So wie es sich in der Neuzeit Bahn gebrochen hat: In den letzten Jahren hat der Italiener Giorgio Agamben durch radikale Dauerprovokation eine breite Diskussion über die Pathologien der westlichen Kultur ausgelöst. Sein intellektueller Aufstieg kam unerwartet, hatte er doch sein öffentliches Wirken in den 1960er Jahren als Darsteller des Apostels Philippus in Pier Paolo Pasolinis Film *Il vangelo secondo Matteo* („Das erste Evangelium – Matthaeus“) begonnen. Später fungierte er als Editor der italienischen Walter-Benjamin-Ausgabe, bevor er Philosophieprofessor in Venedig wurde. Agambens immer wiederkehrendes Grundthema, das er unter Anrufung von Nietzsche, Benjamin, Adorno und Foucault dreht und wendet, ist die verhängnisvolle Trennung von Denken und Leben, die dem abendländischen Menschen wie ein schauderhaftes Kainsmal an die Stirn geschrieben ist. Inbegriff dieser Dauerversuchung ist ihm die Metaphysik, die das bloß Physische zugunsten einer idealen Sinnsphäre zu überwinden sucht – und es damit degradiert. Die Entwertung

---

<sup>1</sup> Vgl. etwa R. Spinnler: Ein Sieg über das Siegen (DIE ZEIT Nr. 52 vom 17.12.2008); O. Kallscheuer: Bildungsroman der Moderne (DIE ZEIT Nr. 45 vom 29.10.2009); P. Sloterdijk: Die Krise wird Gott (Focus Nr. 16/2009).

des Natürlichen macht nicht einmal vor dem Menschen selbst halt: Was gemäß unserer dreitausendjährigen Tradition den Menschen erst zum Menschen macht, ist der *logos*, der Geist, die Vernunft. Alles andere am Menschen ist Animalität: bloße Natur, die er mit den Tieren teilt. Das bloß Natürliche aber ist als Nicht-Vernünftiges der Herrschaft der Vernunft unterstellt; die Natur, auch die menschliche, wird nach Belieben des Geistes in Dienst genommen und zugerichtet. Kulminationspunkt dieses Denkens *und Handelns* im 20. Jahrhundert ist für Agamben das Lager: In Auschwitz, Kolyma, Srebrenica sind Menschen nur noch Biomasse, die der absoluten Herrschaft einer isolierten Geistigkeit, einer Ideologie, schutzlos ausgeliefert sind. Das Konzentrationslager ist für Agamben die logische Konsequenz der mechanistisch-metaphysischen Trennung von Denken und Leben. Die reine Humanität löst sich vom Natürlichen und kann sich so gegen das zurückgelassene bloß Animalische wenden – mit der größtmöglichen Brutalität. All das ist schockierend, doch Agamben provoziert noch weiter: Auf knapp 200 Seiten legt er den ersten Satz des *Römerbriefs* des Apostels Paulus aus – ganz und gar untheologisch, aber mit viel Marx, Heidegger und Gerschom Scholem. Er arbeitet heraus, dass Paulus' Glaube an den Messias nicht etwa ein mentales Für-wahr-Halten von Sätzen ist, sondern eine Modalität, die den ganzen Menschen ergreift und verwandelt. Dieser paulinische Messianismus, der weit entfernt von einer kirchlichen Lehre ist, überwindet die Gegensätze der ‚Weltzeit‘, darunter eben letztlich auch die unheilvolle Zertrennung von Denken und Leben, Geist und Natur, Animalität und Humanität. Das Messianische ist nicht eine Eigenschaft, die zur Wirklichkeit hinzutreten kann, sondern es ist eine Seinsweise, ja *die* Seinsweise der Wirklichkeit selbst. Das schreibt Agamben, der sich an keiner Stelle als Christ im kirchlichen Sinne zu erkennen gibt, den säkularen Zeitgenossen ins Stammbuch. Und die Gebildeten unter den Verächtern der Religion diskutieren darüber, ob es nicht doch zutrifft, dass Humanität ohne Divinität zu Brutalität und Bestialität führt.<sup>2</sup>

(2) *Selbsterziehung*. Es ist schon verwunderlich, wenn ein voluminöses philosophisches Buch zum Kassenschlager wird. So geschehen mit Peter Sloterdijks vor einem Jahr erschienenen Exerzitien der Selbsterziehung, betitelt: *Du musst Dein Leben ändern!* Sloterdijks Grundthese: Der Mensch ist das übende Tier, das ständig danach strebt, sich selbst zu überwinden, weil es in einer „Vertikalspannung“ steht. Damit meint er jene anthropologische Wesensstruktur, stets auf etwas Höheres hin angelegt zu sein als das hier und jetzt faktisch Erreichte; Vertikalspannung ist das Streben nach Selbsttranszendierung. Für Sloterdijk sind daher Religionen nichts anderes als Übungssysteme, welche diese Vertikalspannung des Menschen ernst nehmen und ihm Wege anbieten, über sich hinauszuwachsen, in etwas, das mehr

---

<sup>2</sup> Vgl. hierzu J. Kantenich: Vortrag vom 6. Mai 1945 in Ennabeuren (nach der Entlassung aus dem KZ Dachau); in: Unsere marianische Sendung IV, Liebfrauenhöhe 1982, 124; desgleichen J. Kantenich: Das katholische Menschenbild (1946), Vallendar-Schönstatt 1997, 26, 103.

ist, als das Hier und Jetzt versprechen kann. Und gerade in der heutigen Zeit, inmitten globaler Bedrohungsszenarien, am Rande der planetarischen Zerstörung der Lebensbedingungen, braucht es nach Sloterdijk mehr denn je die Besinnung auf das Andere und vor allem die aktive und energische Selbsterziehung. Techniken der Selbstüberwindung und Selbstgestaltung sind nicht mehr nur ein Luxus einer kleinen religiös motivierten asketischen Elite, sondern das dringende Gebot der Stunde für alle. „Du musst dein Leben ändern!“ lautet Sloterdijks ‚absoluter Imperativ‘. Und sein Werk liest sich wie die vielstimmige Orchestrierung jenes Wortes von 1912: „Selbsterziehung ist ein Imperativ der Zeit! (...) Darum vorwärts! Ja, vorwärts in der Erforschung und Eroberung unserer Innenwelt durch zielbewußte Selbsterziehung. Je mehr äußeren Fortschritt, desto größere innere Vertiefung.“<sup>3</sup>

## Rettung der heilsgeschichtlichen Sendung des Abendlands

Charles Taylors jüngste Monographie *A Secular Age* („Ein säkulares Zeitalter“) wurde bei seinem Erscheinen von der Weltpresse geradezu hymnisch gefeiert. Dabei verlangt das Buch einen langen Atem: 1300 Seiten wollen gelesen sein, und am besten liest man sie erst, nachdem man sich mit Taylors Grundlagenwerk *Sources of the Self* („Quellen des Selbst: Die Entstehung der neuzeitlichen Identität“, 900 Seiten) vertraut gemacht hat. Es geht in diesen beiden Büchern um nichts weniger als um eine historische und systematische Tiefen-Diagnose der geistigen Verfassung des – wie Taylor es nennt – „neuzeitlichen Abendlandes“. Es geht um die Frage: Wie kommt es, dass wir heute in einem säkularen Zeitalter leben? Und was hat das mit unserer Identität zu tun? Taylor nähert sich in den *Quellen des Selbst* diesen Fragen durch eine Ontologie des moralischen Selbst; eine Ontologie wohl-gemerkt, die nicht rückwärtsgewandt-traditionalistisch ist, sondern sich an den Standards der analytischen Philosophie orientiert. Die man deshalb vielleicht auch gar nicht als Ontologie bezeichnen muss (Taylor tut es), sondern auch einfach linguistisch-logische Präsuppositionsanalyse nennen könnte. Das große Denk-Projekt Taylors ist der Versuch, die Gegenwart unserer Kultur zu erfassen, indem die historischen und systematischen Vor-Entscheidungen freigelegt werden, die dazu geführt haben, dass unsere Welt heute so ist, wie sie ist. Dadurch verliert aber die gewordene Wirklichkeit den Anschein der Unausweichlichkeit. Es zeichnen sich Alternativen ab, verschüttete Möglichkeiten, verborgene und abgeschnittene Quellen unserer abendländischen Identität. Diese spirituellen Quellen wieder zugänglich zu machen und die Reduktion der Vernunft auf reine Zweckrationalität zu überwinden, dabei jedoch die Errungenschaften der Moderne festzuhalten, ist Taylors Anliegen, das ihm unter anderem die beiden weltweit höchstdotierten Philosophie-Preise eingebracht hat. Zur Notwendigkeit eines solchen Projekts äußert sich Josef Kantenich

---

<sup>3</sup> J. Kantenich: Vorgründungsurkunde; in: F. Kastner (Hg.): Unter dem Schutze Mariens, Paderborn 1939, 24f.

schon 1949: „Was ist das für eine Aufgabe? Es handelt sich darum, die Wurzel, den letzten Keim der Krankheit bloßzulegen und zu heilen, an der die abendländische Seele leidet: das mechanistische Denken.“<sup>4</sup>

Die Wissenschaft diskutiert Kentenich-Themen. Aber – wir ahnen es – nicht etwa weil akademisch brillante Schönstatterinnen und Schönstatter diese Trends gesetzt haben. Soweit bekannt, ist von den genannten Autoren keiner jemals mit Schönstatt – und sei auch nur über die Literatur – in Berührung gekommen. Vermutlich würde sich außer Charles Taylor auch keiner der Genannten öffentlich als Christ bezeichnen.

Aber muss es das real existierende Schönstatt nicht nervös machen, wenn sich Nicht-Schönstatter der Überwindung des mechanistischen Denkens verschreiben? Wenn Nicht-Schönstatter die Notwendigkeit der Selbsterziehung entdecken und in einer allgemeinverständlichen Sprache einer säkularen Welt mitteilen? Wenn die heilsgeschichtliche Sendung des Abendlandes von Nicht-Schönstättlern gerettet wird? Hierbei kann man sich auch nicht ernsthaft mit der beliebten „Hase-und-Igel“-Dialektik beruhigen: Schön, dass „die Anderen“ das jetzt auch entdecken (wir haben es ja *schon immer* gehabt). Denn: Wozu braucht es Schönstatt dann eigentlich noch, wenn „die Anderen“ seine Aufgaben erledigen? Welche Existenzberechtigung hat eine Bewegung noch, wenn nach fast 100 Jahren ihre zentralsten Themen und Thesen in der gebildeten Welt gänzlich unbekannt sind? Müssen wir uns nicht fragen, ob wir unsere ureigenste Sendung leichtfertig aus der Hand geben, wenn wir nicht aktiv eingreifen in die Debatten – auch die wissenschaftlichen Debatten – der Gegenwart? Haben wir nicht viel zu lange schon das enorme geistige Innovationpotential Josef Kentenichs verplempert, weil wir nicht ernst machten mit seiner Forderung, „mit wissenschaftlicher Genauigkeit und Sorgfalt die Grundlagen unserer Lebens- und Erziehungsbewegung zu prüfen, zu sichern, (...) sie in der Fachwissenschaft zu vertreten und gegen Angriffe jeder Art zu verteidigen“<sup>5</sup>?

Das heutige Schönstatt wird, wenn es denn wahrgenommen wird, mit allem möglichen identifiziert, aber sicher nicht mit einer profilierten wissenschaftlichen Position, egal in welcher Disziplin. Weder in der Theologie, noch in der Pädagogik, noch in der Philosophie oder einer anderen Wissenschaft vertreten wir einen markanten Ansatz, an dem sich Geister scheiden können. Und das, obwohl Kentenich sagt: „Wir sind (...) Verbindungsoffizier zwischen Wissenschaft und Leben, aber das verlangt gerade, daß wir auf allen Gebieten Fachleute haben. Das mechanistische Denken können wir (...) nicht überwinden, wenn wir nicht gleichzeitig auf der höchsten Ebene auch wissenschaftlich alles fundieren.“<sup>6</sup>

---

<sup>4</sup> J. Kentenich: Vortrag vom 31.5.1949 in Bellavista; in: Texte zum 31. Mai 1949, Santiago 1974, 8.

<sup>5</sup> J. Kentenich: Oktoberbrief 1948; in: Sie kam–Sie sah–Sie siegte. Lehrbriefe 1948, Berg Sion 1997, 173.

<sup>6</sup> J. Kentenich im Gespräch mit R. Zollitsch (30.9.1964); in: G. Egle (Hg.): Die schöpferische Resultante. Vätertexte aus Milwaukee, Berg Moriah 2001, 251.

Ist es nicht heute dringlicher denn je, einzugreifen in die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, wenn Themen wie mechanistisches Denken, Selbsterziehung, Abendlandsendung verhandelt werden? Ist es nicht die Aufgabe des Josef-Kentenich-Instituts, in diese Richtung zu arbeiten – und dann auch laut und vernehmlich in Schönstatt die Stimme zu erheben und für dieses Ziel einzutreten? Noch einmal Josef Kentenich:

„Sie haben drüben ja ein Kentenich-Institut gegründet – die Dinge werden immer noch komischer, warten Sie nur einmal – (...). Es ist natürlich klar, mit der Zeit müssen wir eigene Universitäten für uns bekommen. Schon wenn Sie das in dem Zusammenhang sehen, spüren Sie, es ist nicht so, daß wir nur ein bißchen nett, fromm und gut miteinander leben, es steckt eine ganze Welt dahinter, eine ganze Welt: Umorientierung des heutigen Denkens! Das ist viel tiefer, umfangreicher, als wir gemeiniglich ahnen.“<sup>7</sup>

---

<sup>7</sup> J. Kentenich: Vortrag vom 7.12.1965 in Rom; in: Romvorträge III, 131.

## ROBERT ZOLLITSCH DER BEITRAG SCHÖNSTATTS FÜR DIE KIRCHE

Wie kann der Beitrag Schönstatts und des Josef-Kentenich-Instituts für die Kirche aussehen? Diese Frage soll im Mittelpunkt meiner Überlegungen stehen. Und in der Tat ist das natürlich eine der spannenden Fragen, wenn es darum geht, Schönstatt heute zu leben, weiter zu entwickeln und die Kirche und unsere Welt zu prägen. Denn als kirchliche Erneuerungsbewegung ist es unser Selbstverständnis, dass wir der Gestalt von Kirche in unserer Zeit wichtige Impulse geben können. Es gilt uns das Wort unseres Vaters und Gründers, dass wir in Schönstatt die konziliare oder auch nachkonziliare Sendung des II. Vatikanischen Konzils zu verwirklichen haben. Es muss uns nachdenklich stimmen, wenn wir von ihm hören, dass „das Konzil dort aufgehört hat, wo es spannend geworden wäre“. Wie kann das heute aussehen, in seinem Sinne diese Schritte weiter zu gehen? Wo wird es, im wahren Sinne des Wortes, „spannend“, wenn wir die nachkonziliare Sendung der Kirche weiter tragen? Eines ist gewiss: es bleibt uns ein weites Feld, das es zu beackern gilt! Und dies, so möchte ich sagen, gilt in besonderer Weise uns, den Mitgliedern, den Vertreterinnen und Vertretern des JKI, denn wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, die Texte und Gedanken unseres Gründers, ganz in seinem Sinne, nicht nur zu bewahren, sondern in die jeweilige Zeit zu übertragen und nach dem bleibenden Impuls für uns heute und die Zukunft zu fragen.

Wie kann der Beitrag Schönstatts und des Josef-Kentenich-Instituts für die Kirche also aussehen? Dass wir überhaupt in diese Richtung fragen, bedeutet zuerst einmal, dass wir mit dieser Kirche fühlen, ja mehr noch, dass wir uns mit ihr identifizieren. Trotz aller Schwächen und aller Fragen, die es immer gibt. Auch das ist uns von unserem Gründer mit gegeben. Denn wir können diese Identifikation mit der Kirche bei P. Kentenich selbst ablesen, der ja mit den Schwierigkeiten der Kirche direkt konfrontiert wurde, und doch immer aus Liebe zur Kirche gehandelt hat. Diese Liebe zur Kirche ist denn auch unsere Grundhaltung, aus der heraus wir handeln.

Und gerade deshalb können wir ihr viel geben, damit sie heute mit der Botschaft des Evangeliums die Menschen erreicht. Ich darf dazu ein großes Wort unseres Vaters in Erinnerung rufen, das uns motivieren darf und zugleich auch herausfordert: „Schönstatt - Herz der Kirche!“ Ja, wir brauchen nicht zu klein von uns denken; wir sind eingeladen, unsere Charismen in die Kirche einzubringen und dafür zu sorgen, dass sie in unserer Zeit die richtigen Antworten auf die anstehenden Fragen findet. Unser Gründer selbst hat uns dazu aufgefordert, uns nicht in falscher Bescheidenheit zurück zu halten, sondern mit unserer Erfahrung offensiv in die Kirche hinein zu gehen und sie auf diese Weise mit zu prägen. Dies kann nur dann gelingen, wenn wir uns nicht in unseren eigenen Binnenraum zurückziehen. Wir dürfen ohne Scheu und Berührungsängste die Schätze, die uns in Schönstatt geschenkt wurden, nach außen hin kommunizieren! Ich bin deshalb dem JKI dankbar,

dass dies in den vergangenen vierzig Jahren vielfach geschehen ist und heute weiterhin geschieht. Und ich ermuntere Sie, diesen Weg weiter zu gehen, denn wir dürfen hier in unserem Bestreben nicht nachlassen. Dazu haben wir auf die Foren und Marktplätze der heutigen Zeit, in der Wirtschaft, in der Wissenschaft, aber auch in den neuen Technologien, hinein zu gehen. Denn es kommt darauf an, nicht nur in Schönstatt eine gute Gemeinschaft zu erfahren - das ist es auch. Entscheidend ist es, nach außen zu gehen. Nur, - so ist die Erfahrung heute - was ich bei einer Recherche im Internet finde, existiert; nur das, was auch wissenschaftliches Format hat und abrufbar ist, kann in die Diskussion der Zeit eingehen; so ist es weitgehend auch in der Theologie und in der Kirche!

Doch was ist es, das wir in der Gedankenwelt Schönstatts bieten können? Wo sind die Schätze, die wir aus unserem Charisma, aus unserem Glauben und Lebenserfahrung einbringen können und die die Kirche bereichern? Nun, da nenne ich zuerst den „neuen Menschen in neuer Gemeinschaft“. Vieles von dem, was P. Kentenich zu seiner Zeit schon am Horizont hat heraufkommen sehen, das ist mittlerweile Realität geworden oder bereits weit über die damalige Vorstellung hinaus gegangen. Denken wir etwa an die zahlreichen technischen Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte, die unser Zusammenleben und unsere Lebensgewohnheiten stark verändert haben. Auf diese Neuerungen und Veränderungen müssen wir als Kirche Antwort geben, wenn wir im Leben der Menschen vorkommen wollen. Wir können nicht mit den Rezepten aus dem 20. oder gar 19. Jahrhundert unsere heutigen Fragen lösen, wenn es darum geht, wie etwa den entwurzelten Menschen unserer Tage Halt gegeben werden kann; oder wo die Suchenden, gerade auch unsere Jugendlichen, Orientierung und Sinn finden können. Hier ist das Bild des „neuen Menschen“, der geistbeseelt und idealgeliebt ist, ein Leitbild, das in unserer Kirche bisher zu wenig bedacht ist und neue Kräfte wecken kann. Fern von Formversklavung und Formlosigkeit kann dieses, von innen her beseelte Bild, stärken und aufrichten. Wie sehr erleben wir immer wieder, dass in den heute aktuellen Fragen nach Bindung und Form, die Antwort einseitig aufgelöst wird. Man könne dieses oder jenes Verhalten heute nicht mehr erwarten, heißt es dann und legitimiert damit alle Auflösungserscheinungen, die es in der Gesellschaft gibt. Im anderen Extrem, das momentan innerkirchlich vermeintlich favorisiert wird und in den Schlagzeilen der Medien stärker vorkommt (immer kirchlich gesprochen), wird versucht, der zunehmenden Bindungslosigkeit mit Druck und „Formversklavung“ zu begegnen. Doch dies wird nicht tragen. Das schafft keine von innen her motivierten Menschen, sondern führt lediglich in Abhängigkeiten und braucht immer neue Vorgaben von außen. Das sind nicht die Menschen, die prägen und gestalten wollen, sondern lediglich Bewahrer, die aber irgendwann feststellen müssen, dass der Zug - ohne sie - weiter gefahren ist. Dem gegenüber fördert der Bindungsorganismus, wie wir ihn in Schönstatt von unserem Gründer mit bekommen haben, tiefere, freie, und damit tragfähige Beziehungen. Durch die Selbsterziehung, die darauf vertraut, dass in jedem Menschen die Fähigkeit liegt, sich zu entwickeln, und die darum weiß, dass ich das nicht alles vorgeben kann und darf, ist hier eine neue Dimension

erreicht. Zu den objektiven Bezügen, die von außen kommen und die für unseren Glauben konstituierend sind, vertrauen wir darauf, dass Gott an jedem und jeder Einzelnen wirkt und dass wir dieses Mitgehen Gottes auch erkennen können. Daraus erwächst ein seelisches Ineinander und in weiteren Kreisen ein Miteinander und Füreinander, über die eigene Sichtweise hinaus. Das ist tragfähig und strahlt aus.

Mit diesem Grundprinzip können wir an dem Lebensgefühl unserer Tage andocken, in dem die Betonung des Individualismus stark ausgeprägt ist. Die Menschen heute fragen vielfach nicht zuerst nach der Gemeinschaft und danach, wie sie sich einbringen können; sie wollen wissen, wo sie persönlich einen Gewinn, einen Profit haben, wie sie reifen können. Das müssen wir in Schönstatt nicht verurteilen, weil wir daran anknüpfen können. Wir wissen darum, dass jeder und jede ein „Persönliches Ideal“ hat, dem er entsprechen kann. Und selbstverständlich ist die Suche danach ein individueller Vorgang. Sie gründet darin, dass Gott uns persönlich beim Namen gerufen, in seine Hand eingeschrieben hat. Das Wissen darum hat P. Kentenich in so vielen Begleitungsgesprächen vorgelebt, diese Haltung hat er in den persönlichen Gesprächen ausgestrahlt. Er hat dazu ermutigt, ganz persönlich zu fragen, jenseits von Vorschriften und Festlegungen. Offen und frei. Diese Freiheit ist es, die unserer Kirche so gut tut, die sie braucht, um das Evangelium Jesu Christi auch freimütig bekennen zu können. Im Liebesbündnis mit Maria, der Frau die selbst diese innere Freiheit gelebt und die sich in Liebe frei gebunden hat, werden wir in das seelische Ineinander und Miteinander hineingeführt. Wir leben damit die Innenseite der Kirche. Denn in der persönlichen Suche nach dem eigenen Ideal, durch die individuelle und originelle Gestaltung des Liebesbündnisses, stellen wir uns in ein größeres Ganzes und fragen nicht nur nach uns selbst, sondern auch danach, wie wir gemeinsam unseren Glauben leben können, wo unser solidarisches Mitgehen gefragt ist. Das Lebensgefühl unserer Tage wird damit nicht nur aufgegriffen, sondern auch weiter geführt und kann dadurch wiederum zur Bereicherung werden, nicht nur für unsere Kirche, sondern auch für die Gesellschaft, die unter einem Mangel an tragfähiger Solidarität ebenfalls leidet.

Einen weiteren Punkt möchte ich benennen, den wir in unsere Kirche einbringen können und den wir noch viel mehr benötigen. Es ist die Fähigkeit des Vorsehungsglaubens. Wie viel Schweres hat unser Vater und Gründer in seinem Leben erleiden müssen! Angefangen damit, dass er ohne Vater aufgewachsen ist, dass er bereits mit neun Jahren seine Mutter verlassen musste, bis hin zu dem, was er im Konzentrationslager in Dachau erlebte, und dann seine Verbannung im Exil in Milwaukee. Man könnte also allen Grund haben, in ihm einen Menschen zu erwarten, der verbittert und enttäuscht ist, der resigniert hat und keine Ziele mehr kennt. Das Gegenteil ist der Fall. Und das hat einen tieferen Grund. P. Kentenich hat in all diesen schwierigen Situationen nicht danach gefragt, warum ausgerechnet er alles erleiden muss; seine Frage ging stets danach, was Gott ihm damit sagen will, wie es in dieser schwierigen Lage weiter gehen kann. Er hat dabei immer darauf vertraut, dass Gott alles zum Guten führen wird, dass wir uns der Führung Gottes getrost

anvertrauen können. Wie sehr brauchen wir diese Haltung in unserer Kirche! Ich erlebe heute leider an vielen Orten und in zahlreichen Gesprächen, dass nicht wenigen Menschen in unserer Kirche diese Grundhaltung fehlt oder abhanden gekommen ist. Viele sehen nur das, was nicht oder nicht mehr geht, beklagen ihr eigenes Schicksal und erkennen nicht, wo Gott Türen auftut, wo wir mutig nach vorne zu gehen haben. Und ich möchte selbstkritisch anfügen, auch in unserer Bewegung gibt es immer wieder Tendenzen, in dieses Lamento mit einzustimmen. Unser Vater hat eine andere Blickrichtung. Vorsehungsgläubig vertraut er darauf, dass das, was er erfährt, von Gott her einen Sinn gibt, dass es vor allem darauf ankommt, diesen Sinn zu finden und zu leben. Mir geht es jetzt nicht darum, vorschnell in einzelnen Fällen eine Deutung vorzunehmen, was das für das Leben der Kirche bedeutet. Aber es geht darum, dass wir als Kirche durch ein Verinnerlichen des Vorsehungsglaubens viel lernen können, um nicht gelähmt vor den Fragen der Zeit zu resignieren, sondern in ihnen vielmehr den Aufruf Gottes an uns zu entdecken!

Wir haben unsere Liebe zur Kirche, die Frage nach dem neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft und unser Leben aus dem Vorsehungsglauben in den Blick genommen, sowie die in ihnen steckende Botschaft und Herausforderung. Vieles andere wäre noch anzusprechen. Ich habe in der Ansprache im Gottesdienst auf unser Mariengeheimnis, auf unsere Beheimatung im Heiligtum hingewiesen und auf die grundlegende Tatsache, dass wir als Pilger mit einer großen Verheißung auf dem Weg sind. Der 20. Januar 1942 und der 31. Mai 1949 erschließen uns die herausfordernde Dimension der Schicksalsverwobenheit und unlöslicher Solidarität im Leib Christi sowie die Erdung unseres Glaubensweges anhand der Erkenntnis der Bedeutung und Wirkung der Zweitursachen. Gott in allen Dingen nicht nur zu suchen und zu finden, sondern ihn über sie auch zu lieben, ist der tragende Alltagsweg zu Ihm und mit Ihm. Im Kreuz der Einheit stehen uns das Geheimnis unserer Erlösung und unser Mitgehen vor Augen sowie die Fruchtbarkeit des Kreuzes und unser Mittun in den „Beiträgen“, in dem was wir Tag für Tag in den Krug legen dürfen. Es ist ein gewaltiger Kosmos, der sich uns hier auftut. Dazu wäre noch mehr zu sagen, was den Rahmen dieses Impulses sprengen würde. Doch es sei wenigstens genannt um der Weite des Horizontes und der Verheißung willen, die uns geschenkt sind. Es ist eine großartige Perspektive, die uns als Josef-Kentenich-Institut einlädt, unseren Beitrag zu leisten, um in unserer Kirche neue Impulse zu setzen. Längst haben wir selbst noch nicht alles verwirklicht, was unser Gründer uns mit auf den Weg gegeben hat. Wir haben auch bei uns in Schönstatt noch einen entsprechenden Weg vor uns und dürfen die Herausforderung annehmen, in diesem Sinn mutig weiter zu gehen. Wir haben aber darüber hinaus auch einen Auftrag für die Kirche, das Charisma unseres Gründers in sie hinein zu tragen, in das Herz der Kirche zu gehen. Die Voraussetzungen dazu sind gut, und wir sollten sie nutzen. Sei es durch das Zentrum, das auf Belmonte am Entstehen ist und das uns ganz neue Möglichkeiten gibt, dieses Hineingehen in das Herz der Kirche vor Ort in Rom sichtbar zu machen, dafür einen festen Ort zu haben. Sei es, wenn wir mit Freude sehen dürfen, wie der Priesterkongress im Jahr des Priesters in Rom

von unserer Seite mit vorbereitet und verantwortet wird. Dann aber auch in den Exerzitenkursen, die vielfältig angeboten werden, in dem Ausbildungskurs für Formationsleiter, der im vergangenen Sommer hier auf Moriah stattgefunden hat, oder im Kurs der Geistlichen Begleitung, der weite Kreise zieht. Nicht zuletzt nenne ich in diesem Zusammenhang auch die Publikationen von Texten unseres Vaters und Gründers, die das JKI mit zu verantworten hat, und die gerade auch aufgrund ihrer Aktualität im Paulus- oder im Priesterjahr - über die Schönstattbewegung hinaus - große Beachtung gefunden hat.

Diesen Weg haben wir weiter zu gehen, damit wir die Kirche stärken und unseren Vater in die Welt hinaus tragen. Denn in der Tat haben wir in dem, was er uns mit gegeben hat, der Kirche einen wertvollen Beitrag zu geben. Deshalb ermutige ich Sie, viele auf diesem Weg mit zu nehmen, sich einzusetzen und gemeinsam den Weg nach vorne zu gehen. Dann ist mir nicht bange, dass unsere Kirche ihre nachkonziliare Sendung verwirklichen kann und das Evangelium Jesu Christi in der kommenden Zeit so verkünden kann, dass es Gehör findet und die Menschen aufrichtet und prägt.

## BUCHBESPRECHUNGEN

**Wilfried Hagemann: Zur Freiheit berufen. Priester sein in der Welt von heute, Würzburg: Echter 2010, 158 S.**

Unter den vielen Veröffentlichungen zum Priesterjahr – zu nennen sind etwa die Publikationen von George Augustin (Priester sein in Christus, Paderborn 2010; Zur Freude berufen. Ermutigungen zum Priestersein, Freiburg 2010) – nimmt das Büchlein des Fokolare-Priesters Wilfried Hagemann einen besonderen Platz ein. Der Münsteraner Diözesanpriester war Spiritual und Regens des dortigen Priesterseminars, Geistlicher Rektor des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und zeitlebens in der Begleitung von Theologiestudenten und Priestern in verschiedenen Lebens- und Arbeitsphasen tätig. Im Zentrum für gemeinschaftliche Spiritualität in Ottmaring gibt er seine Erfahrungen nun weiter.

Hagemann beschreibt seinen Weg zum Priestertum und als Priester und reflektiert ihn auf dem Hintergrund seiner Erfahrungen und der Spiritualität der Fokolare. Dabei sind ihm „Zeugen“ wichtig geworden – Chiara Lubich, die beiden Priester Silvano Cola und Anton Weber, vor allem auch Klaus Hemmerle, dem er eine sensible Lebensbeschreibung gewidmet hat.

Vier Dimensionen priesterlichen Seins und Wirkens nimmt Hagemann in den Blick und „würzt“ sie mit anschaulichen persönlichen Erlebnis-

sen. Der Priester als Mensch, in der Gemeinde, in der Welt und mit einem geprägten Format ist ihm wichtig. Hagemann argumentiert aus der Freude an einer kirchlichen Berufung und Lebensform. Mit vielen Beispielen aus seiner Erfahrung in Gemeinde- und Kategorialeesorge zeigt er auf, dass jenseits aller Diskussionen um Strukturveränderungen, Arbeitsüberlastung und Anfragen an die Lebbarkeit des Priestertums das Menschliche in den Begegnungen mit den Menschen, die Suche nach Gemeinschaft und das Gespräch die eigentlichen Quellen sind, damit der Priester zum „Gottesmann“ wird.

Beeindruckend sind schließlich die drei Briefe am Schluss des Buches: an einen Seminaristen, an eine Gemeinde ohne eigenen Priester und an einen Priester, der sein Amt aufgegeben hat. Ein ermutigendes Buch für Priester und solche, die sich auf den Weg machen möchten.

Joachim Schmiedl

**Achim Dittrich: Mater Ecclesiae. Geschichte und Bedeutung eines umstrittenen Marientitels (Bonner Dogmatische Studien. 44), Würzburg: Echter 2009, 1168 S.**

Die von Achim Dittrich an der Bonner Universität bei Karl-Heinz Menke eingereichte Promotionsschrift beeindruckt auf den ersten Blick durch die umfassende Bearbeitung eines griffigen mariologischen Themas: der

Rede von Maria als „Mutter der Kirche“. Der Autor legt dar, wie sehr in diesem Titel Christologie, Mariologie und Ekklesiologie zusammenfließen und wie treffend gerade dieser Titel das Zueinander von Maria und Kirche wiedergibt, wie es vom Zweiten Vatikanischen Konzil in einem zähen Einigungsprozess gefunden wurde (vgl. 8f). Obgleich Papst Paul VI. – gegen einige Widerstände unter den Konzilsvätern – diesen Titel zum Ende der dritten Sitzungsperiode des Konzils feierlich proklamierte, konnten sich nach dem Konzil im deutschen Sprachraum weder eine vertiefte Marienlehre noch –verehrung durchsetzen. Dieser „Marginalisierung der Mariologie“ (vgl. 730f) geht Dittrich nach und versucht die Früchte des Konzils für die Mariologie neu ins Bewusstsein zu heben.

Die zentrale These der Arbeit lautet, „dass der Mater-Ecclesiae-Titel theologiegeschichtlich wie systematisch ebenso bedeutsam ist wie der Mater-Dei-Titel, der im Kontext des Konzils von Ephesus [...] Beide Titel sind vornehmlich christologischer Natur, wobei die Rede von der Mutter Gottes das Persongeheimnis Christi beleuchtet, die Aussage von Maria als Mutter der Kirche die untrennbare Einheit von Christus und seiner Kirche ausdrücken will.“ (13) Die theologiegeschichtliche Zusammenschau (auf 864 Seiten) zur Herleitung dieser These ist beachtlich; sie dürfte lückenlos sein und wäre in sich als eigene dogmengeschichtliche Studie zu werten.

Schwächen zeigen sich eher im systematischen Teil: Auch hier bleibt

Dittrich – wie schon im theologiegeschichtlichen Teil - der Methode der „Sammlung von Motiven und theologischen Denkfiguren“ verhaftet, ohne zu einer schlüssigen systematischen Auswertung vorzudringen. Die Treue Dittrichs zu der Argumentationsfigur, wie Paul VI. sie für den Titel vorlegt, erweist sich als zu einfach. Findet sich doch in der systematischen Argumentation, die Dittrich für den Titel darlegt und die sich im Gefolge Paul VI. wesentlich auf die Corpus Christi mysticum-Lehre stützt, keine Kritik dieser Lehre unter ekklesiologischer Rücksicht (vgl. z.B. 702-705), wie sie in den vergangenen nachkonziliaren Jahren im Sinne von *Lumen Gentium* vorgenommen wurde: dass Christus und Kirche *gerade nicht nur* in einer unhinterfragbaren Einheit verbunden sind, sondern immer auch getrennt bleiben. Die Kirche kann sich nicht einfach auf ihre mystische Einheit mit dem erhöhten Herrn zurückziehen und von dort her ihr Amt und ihre Heiligkeit herleiten, sondern sie muss sich bei aller Einheit mit dem erhöhten Herrn immer zugleich ihrer bleibenden Verschiedenheit von ihm bewusst bleiben, ihres Gegenüberseins als sündige Kirche zum Erlöser und Herrn.

Hier wäre es im Rahmen einer dogmatischen Studie nahe liegend und notwendig gewesen, die von Dittrich ja durchaus angelegte Linie einer Parallelisierung der großen Marientitel „Theotokos“ und „Mater ecclesiae“ auch konsequent durchzuziehen. Die mariologische Spitzenaussage von der Gottesgebärerin, wie sie 431 in Ephesus formuliert wurde, steht ganz

und gar im Kontext der allmählichen Ausreifung der christologischen Zwei-Naturen-Lehre: Jesus Christus ist wahrer Gott und wahrer Mensch; als solcher ist er – untrennbar einer in zwei Naturen – von Maria geboren, weshalb sie Gottesgebärerin und nicht etwa nur Christusgebärerin oder Messiasgebärerin genannt werden kann. Die Mutter Jesu als Theotokos steht gleichermaßen für sein wahres Gottsein wie für sein wahres Menschsein. Diese Zwei-Naturen-Lehre mündet 451 in die Aussage von Chalcedon, die beiden Naturen – göttliche und menschliche – in Jesus Christus seien „ungetrennt“ und „unvermischt“. Analoges muss vom Verhältnis zwischen Jesus Christus und Kirche ausgesagt werden: Sie stehen zueinander „ungetrennt und unvermischt“, d.h. sie bilden zwar eine Einheit, aber derart, dass die Verschiedenheit der geschöpflichen Größe von der göttlichen gerade nicht aufgelöst wird. Wenn von Maria als Mutter der Kirche gesprochen wird, dann bürgt dieser Titel – analog zum Theotokos-Titel – also für zweierlei: zum einen für die unbedingte *geschöpfliche Erlösungsbedürftigkeit* der Kirche und zum anderen für ihren *gnadenhaften Ursprung in Gott*, der sie als Glied am Leib Christi auch zum Sakrament für die Welt macht. Auch in der Kirche stehen Gott und Mensch „ungetrennt“ und „unvermischt“ zueinander. Diese Spannungseinheit hätte auf der Grundlage einer kritischen Sichtung der Rede von der Kirche als „Corpus Christi mysticum“ entfaltet werden können und die ekklesiologische Erschlie-

Bung des Titels „Mutter der Kirche“ vorangebracht.

Unter dem Titel „Protestantische und orthodoxe Anmerkungen“ wird vom Autor leider in nur elf (!) Zeilen der Beitrag orthodoxer und protestantischer Theologen zur Rezeption des Titels nach dem Zweiten Vatikanum abgehandelt, um nicht zu sagen abgekanzelt (727). Der eigenständige Beitrag des lutherischen Konzilsbeobachters Max Thurian, Bruder der Kommunität von Taizé, hätte hier angemessen gewürdigt werden können, um nur einen Autor zu nennen. Eine systematische Durchdringung lässt auch der kurze Hinweis auf die Ausführungen Josef Kentenichs zum Mater-ecclesiae-Titel vom 04.10.1964 nicht erkennen (727f). Hier wie an vielen anderen Stellen gewinnt man den Eindruck, dass die Arbeit am Ende leidet unter dem Vorhaben, alle theologischen Bezüge zur Lehre von der Mutter der Kirche quer durch die zweitausendjährige Kirchengeschichte zusammenzutragen. Es ist unübersehbar, dass die „materiale und quantitative Schlacht“ dieser 1168 Seiten starken Dissertation doch das systematische Anliegen dogmatischer Theologie oft hat in den Hintergrund treten lassen. Die Sammlung an theologiegeschichtlich relevantem Material ist beachtlich; der theologiegeschichtliche Durchblick unter der stringenten Perspektive eines mariologischen Motivs ist sehr lehrreich. Trotzdem bleibt am Ende die Frage, ob eine eigenständige systematische Entwicklung der mariologischen Sicht des *Autors* unter dem Blickwinkel seines Themas

nicht notwendig und wünschenswert gewesen wäre! Dem gegenüber hätten andere Längen innerhalb des Werkes - z.B. die Einführung in die Theologie Mathias Joseph Scheebens -, entschieden kürzer ausfallen können.

Bleibt am Ende auch die Frage nach der erschließenden Kraft der inhaltlichen Argumente. Steht der Titel „Mutter der Kirche“, wie ihn die Päpste seit dem Zweiten Vatikanum vielfach verwenden, unter systematischer Rücksicht wirklich primär für die Einheit zwischen Christus und Kirche? Wenn dem so wäre, dann stünde diese christologisch-ekklesiologische Aussage doch etwas zusammenhangslos neben der spirituellen und emotional gefüllten Anrede Mariens als Mutter der Kirche. Denn diese Anrede hat primär Maria selbst im Blick: in ihrer Mutterschaft, die sich von Jesus Christus her weitet auf die Kirche und auf alle Menschen hin. Dass uns mit dem Erlöser im Geschehen der Menschwerdung auch seine Mutter geschenkt ist: als Mutter der Glaubenden und Mutter der Kirche, das bekennen und verehren wir in diesem Titel. Eine anthropologische Auswertung des Titels wäre im Sinne des Zieles, das Dittrichs zweifelsohne verfolgt, die Marien*verehrung* zu beleben, womöglich lohnend.

Daniela Mohr-Braun

**Mária Tomeková: Vatersein als Berufung. Eine qualitative Untersuchung vom Vatersein in der Familie aus der Perspektive der christlichen Berufung (Studien zur Theologie und Praxis der Caritas und Sozialen Pastoral 26), Würzburg: Echter 2010, 226 S.**

Die 2009 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (Breisgau) eingereichte Doktorarbeit (Betreuer Prof. Dr. Heinrich Pompey) greift ein wichtiges Zeitthema auf: Die Frage nach dem Mann als Vater. Wie Frau Tomeková in der Einleitung zitierend bemerkt: „Die Schaffung einer neuen, eigenständigen Väterlichkeit stellt die kollektive Aufgabe der heutigen Vätergeneration dar und braucht gesellschaftliche Orte und Bezugspunkte, um die einseitige Individualisierung aufzubrechen und neue, zeitentsprechende Vätervorstellungen zu entwerfen, die verhaltensorientierende Attraktion besitzen.“(Bullinger, S. 15) Frau Tomeková nimmt sich in ihrer Arbeit dieser Fragestellung an. Dabei fällt auf, dass sie zur Behandlung einen sehr umfassenden, man könnte sagen, auch einen sehr ganzheitlichen Ansatz wählt. Die Arbeit besteht aus einem theoretischen und einem empirischen Teil.

In der Einleitung (S. 15-23) wird das Thema wissenschaftlich abgegrenzt: aktueller Bezugsrahmen, erkenntnisleitendes Interesse, begriffliche Klärungen, Ziel, Eingrenzungen und Aufbau der Arbeit.

Danach folgt im I. Teil (S. 24 – 114) eine theoretische Einordnung. Dazu gehören humanwissenschaftliche As-

pekte des Vaterseins (kulturanthropologisch, sozialgeschichtlich, psychologisch), Vatersein im Lichte des christlichen Glaubens, der Blickwinkel: Berufung aus christlicher Perspektive, Berufung im Modell der „Theologie der Beziehung“. Im letzten greift Frau Tomeková den beziehungstheologischen Ansatz von Heinrich Pompey auf. In einer Passage wird der Mensch auch als Bundespartner Gottes vorgestellt, wohl aber in einer mehr philosophisch-reflektierenden Sprache: „Durch die von Gott gestiftete und vom Menschen bejahte Berufung zum Bund wird der Mensch in seiner Einheit vollendet, indem er sich selbst findet, über sich selbst hinausgeht und sich für den Mitmenschen und die Welt öffnet. Die grundlegende Beziehung Gottes mit dem Menschen übersteigt alle menschlichen Beziehungen und bereitet zugleich ihnen den Weg.“ (S. 106)

Der II. Teil der Arbeit (S. 115-202) besteht aus einer empirischen Untersuchung. Dabei stellt Frau Tomeková ausführlich die Grundlagen der Sozialforschung (qualitativ, quantitativ, Erhebungsverfahren), das methodische Vorgehen und die Durchführung der Datenerhebung vor. Bei der Durchführung der Datenerhebung fällt auf, dass Frau Tomeková eine sehr kleine und sehr spezifische Gruppe von Gesprächsteilnehmern ausgewählt hat: Es sind 1. drei Männer, die verheiratet sind und in einer intakten Familie leben, die 2. keine Adoptivkinder und nur eigene Kinder haben und 3. von ihrer Ausbildung her entweder Theologen oder Religi-

onspädagogen sind. (Vgl. S. 143, 205) Bei der Auswertung der Interviews gibt es interessante Ergebnisse: So etwa, dass für die Befragten die Gottesbeziehung Wirkungen auf ihr Mann- und Vatersein hat, konkret in der Art, wie sie ihren Kindern begegnen. (Vgl. S. 198) Entsprechend wünschen sich die Väter auch einen „Erziehungsleitfaden“ auf spiritueller Basis. (Vgl. S. 201)

Im III. Teil: Zusammenfassung und Ausblick fasst Frau Tomeková ihre Arbeit zusammen und formuliert Postulate und Anfragen. Im Blick auf den von ihr gewählten Beziehungsansatz kommt sie zu folgender praktischen Konsequenz: „Doch die Kompetenz für eine personorientierte Eltern-Kind-Beziehung ist nicht im Wesentlichen in Wochenendprogrammen, Schnellkursen oder anderen kognitiv orientierten Veranstaltungen zu vermitteln. Vielmehr kann der Einzelne die innengeleitete Sozialität, Empathie und Dialogfähigkeit erlernen, indem ihm diese im Rahmen der kirchlichen Ortsgemeinde nahegebracht werden, als geschützter Raum der Zuwendung und vielfältiger Beziehungen mit anderen Christen ...“ (S. 205f.) Im Bereich Schönstatts wird man hier auf die Familienakademien verweisen.

Die Arbeit von Frau Tomeková kann weiterempfohlen werden. Sie ist ein Anstoß, heute über „die Figur des Vaters im familiären Bereich“ (Papst Johannes Paul II., zit. auf S. 55f.) weiter nachzudenken.

Otto Amberger

**Reinhard Neudecker: Die vielen Gesichter des einen Gottes. Christlich-jüdischer Dialog: eine Anfrage an Exegese, Theologie und Spiritualität, Vallendar-Rom: Patris Verlag / Gregorian & Biblical Press 2010, 245 S.**

Als der des Relativismus unverdächtige damalige Kardinal Joseph Ratzinger vom Journalisten Peter Seewald in einem Interview gefragt wurde, wie viele Wege es zu Gott gäbe, bekam er die erstaunliche Antwort: „So viele wie es Menschen gibt“. Auch wenn derselbe Kardinal nunmehr als Papst Benedikt XVI. in Predigten und in seinem Buch „Jesus von Nazareth“ alle Aufmerksamkeit auf die Betrachtung des Antlitzes Christi lenken will, wird er wohl Verständnis haben für „die vielen Gesichter des einen Gottes“. Unter diesem Titel legt nämlich Reinhard Neudecker, Professor für rabbinische Literatur am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom, seine erweiterten und überarbeiteten dokumentarischen Darstellungen und kritischen Analysen des christlich-jüdischen Dialogs vor, wie er seit dem II. Vaticanum sich amtskirchlich und in Äußerungen der Päpste entwickelt hat. Seit der Erstausgabe des Buches im Jahr 1989 (Chr. Kaiser Verlag München) haben vor allem die Aufnahme diplomatischer Beziehungen des Vatikans zum Staat Israel, die Feier des Heiligen Jahres 2000 mit seinen Schuldbekennnissen, der Besuch Johannes Pauls II. im Heiligen Land und zuletzt der Besuch Benedikts XVI. in der römischen Synagoge den auf

dem Konzil eröffneten Paradigmenwechsel in den Beziehungen der katholischen Kirche zum Judentum unwiderruflich festgeschrieben. Neudecker schildert in großer Kenntnis aller exegetischen, theologischen und historischen Problemfelder die mit der Erklärung „Nostra aetate“ begonnenen Etappen des Dialogs und interpretiert die entsprechenden Dokumente, die auch im Anhang des Buches abgedruckt sind. Ein Durchbruch war 1986 der seit dem hl. Petrus erste Besuch eines römischen Papstes in einer Synagoge, bei dem es sowohl auf christlicher wie auch auf jüdischer Seite zunächst erhebliche Einwände gab. Auch die Erklärung „Wir erinnern: eine Reflexion über die Schoa“ (1998) findet eine kritische Kommentierung, die auch die jüdische Sichtweise berücksichtigt. Papst Johannes Paul II., dem der jüdisch-christliche Dialog ein Herzensanliegen der „Brüderlichkeit“ im einen Gottesvolk war, wird als der große Fortführer der Intentionen des Konzils und aufrichtiger Freund des Judentums gewürdigt. Sein viel zu wenig bekanntes „Gebet für das jüdische Volk“ vom 11. Juni 1999 in Warschau kann dies bezeugen (abgedruckt auf Seite 122).

Neudecker vermittelt seine Kenntnis der rabbinischen Theologie im dritten Teil des Buches zum Gottesverständnis des rabbinischen Judentums. Hier kommen die „vielen Gesichter Gottes“ zum Zuge: Gott ist einer, der die Menschen liebt, der mit den Menschen leidet, der sogar die Menschen braucht. Seine vielen Gesichter widersprechen sich nicht „dia-

lektisch“, sondern offenbaren seine Fülle und seine Sensibilität für die verschiedenen Situationen der Menschen. Stellvertretend sei ein rabbinischer Text zitiert: „In wie vielen Bildern und Gleichnissen habe ich mich euch gezeigt! (Klgl 2,13). Am Schilfmeer habe ich mich euch als Held in der Schlacht gezeigt, wie geschrieben steht. ‚Der Herr ist ein Mann des Krieges‘ (Ex 15,3). Am Sinai habe ich mich als greiser Toralehrer gezeigt; denn so ist es angebracht, dass Tora aus dem Mund der Alten hervorgeht. Im Bundeszelt habe ich mich euch als Bräutigam gezeigt, der in sein Brautgemach einzieht“ (Seite 168). Nach allen vatikanischen Verlautbarungen sind die Christen dazu aufgerufen, die religiöse Welt der Juden so zu sehen, wie die Juden selbst sie wahrnehmen und leben. Eine beabsichtigte „Judenmission“ kann und darf es nicht mehr geben. Entkrampfend wirkt, dass Neudecker die jüngsten Irritationen im Zusammenhang mit den erneuerten Karfreitagsfürbitte im außerordentlichen lateinischen Ritus, mit den Einigungsbemühungen um die tendenziell schismatische Piusbruderschaft und der eventuellen Seligsprechung Papst Pius' XII. übergeht – und damit als Randphänomene einordnet. Stattdessen wird der bewegende Synagogenbesuch Benedikts XVI. im Januar 2010 als Bestätigung, Vertiefung und Festigung der positiven Anstöße seiner Vorgänger hervorgehoben. Ein Vorschlag noch: Es wäre ein Zeichen der Bescheidenheit und Demut, wenn generell auf „triumphale“ Seligsprechungen von Päpsten

(also auch Johannes Pauls II.) verzichtet und dafür noch mehr auf die von Gottes Geist gewirkten oft prophetischen und verborgenen Heiligkeitssendungen in der Kirche geachtet würde. Neudecker betont wiederholt: „Juden und Christen sind Söhne und Töchter eines gemeinsamen Vaters und damit Brüder und Schwestern“. Sein Buch ist eine hilfreiche und heilsame Handreichung für alle, die dieses Bewusstsein der Verbundenheit in der Christenheit, in der Kirche und im Judentum vertiefen wollen.

Stefan Hartmann

**Heinz, Wilhelm / Faatz, Martin (Hrsg.): „Für die Erneuerung der Welt“. Katholische Schüler und das Ideal „Heiliger Frühling“ im 2. Weltkrieg, Würzburg: Echter 2010, 213 S.**

In der Schönstattgeschichte verbindet sich die Lichtampel im Urheiligtum mit der Generation der Schüler am Beginn des Zweiten Weltkriegs. Doch nicht nur für die durch die Nationalsozialisten aus dem Studienheim vertriebenen Pallottiner-Schüler war das Ideal des Neuanfangs, wie es in der von Ludwig Uhland verdichteten und von Livius übernommenen Sage des „heiligen Frühlings“ (ver sacrum) ausgedrückt war, eine Hilfe zur Deutung ihrer Lebenssituation. Auch in den Bischöflichen Konvikten sammelten sich die Gruppen der Schönstatt-Jugend unter diesem Bild.

Im Würzburger Diözesanarchiv hat sich ein Konvolut von Briefen im Zweiten Weltkrieg gefallener Schüler

aus dem bischöflichen Studienseminar Kilianeum in Würzburg erhalten. Diese Briefe veranlassten den ehemaligen Leiter des Seelsorgeamts, den Schönstattpriester Wilhelm Heinz, sowie Diakon Martin Faatz zur vorliegenden Studie und Dokumentensammlung. Die Bedeutung der Veröffentlichung, die eine Vielzahl kleinerer Beiträge enthält, wird durch die beiden Grußworte der Bischöfe von Würzburg und Freiburg unterstrichen.

In einer historischen Einordnung in die Geschichte der Schönstatt-Bewegung werden die Personen vorgestellt. Pallottiner-Patres und Diözesanpriester waren schon seit den 1920er Jahren in der Diözese Würzburg tätig. Das Bildwort vom „ver sacrum“ kam vor allem über P. Franz-Josef Bezler zu den Kilia-nisten. Wilhelm Heinz beschreibt die Arbeitsweise der Schönstätter im Konvikt und ihren Weg zur Weihe an die Gottesmutter. Eine ausführliche theologische Würdigung des Ver sacrum-Ideals auf dem Hintergrund einer nationalsozialistischen Deutung eines vermeintlichen „Heldentodes“ versucht Martin Faatz. Sein Fazit: „So stand das Ideal des ver sacrum zuletzt für die Bereitschaft, sich mit Leib und Leben der Gottesmutter zu verschreiben, damit durch dieses Opfer Sühne geleistet werde für die Schuld des eigenen Volkes und Gott der Kirche und der Gesellschaft einen Neuanfang schenke. [...] Eine große Zahl begleitete ihr Ideal in den Tod – die anderen in die Jahre des Wiederaufbaus nach der Katastrophe. Das Wort vom Heldentod, wie ihn die Nationalsozialisten verstan-

den, hat keiner von ihnen je im Mund geführt.“ (S. 67)

Der zweite Teil des Buches enthält neben Ausschnitten aus zeitgenössischen Predigten und Vorträgen und kurzen Lebensbildern der gefallenen Schüler vor allem Ausschnitte aus Briefen und Tagebüchern. In ihnen wird deutlich, wie sehr die Schüler aus ihrem Gemeinschaftserlebnis im Studienseminar heraus den Frontalltag gestalteten. Die Verbundenheit im gemeinsamen Ideal stellten sie durch Rundbriefe ebenso her wie über Nachrichten aus den Gruppen. Der Gedanke des Opfers und der Sühne kommt in den Briefen immer wieder vor. Er half den Soldaten, eine gleichmütig-indifferente gläubige Haltung zu erlangen. Der 1945 gefallene Josef Heuler drückte das in einem Brief an seine Eltern so aus: „Unser Leben ist ja ein Geschenk und es hat seinen tiefsten und höchsten Inhalt gefunden, wenn es verbracht wird und endet in der Gnade Gottes. Betet nicht so sehr um mein Leben, vielmehr darum, dass ich den Weg, den Gott mir vorgezeichnet hat, freudig und entschlossen gehe.“ (S. 147)

Das Ideal des Ver sacrum bestand auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch weiter. Es ist in manchen Kreisen der Schönstatt-Bewegung, vor allem in der Jugend, bis heute lebendig und bezeugt die jugendliche Radikalität angesichts der jeweiligen zeittypischen Herausforderungen. Martin Faatz sieht die Bedeutung der jugendlichen Begeisterung derer, die auf dem Weg zum Priestertum waren, so: „So können sie heute Vorbild für Priester sein, die sich in einer weitgehend säkularisierten Umge-

bung auf den Weg zu einer neuen Gestalt der Kirche machen. Zugleich können sie ihnen und allen Christen ein Vorbild im Glauben sein. Sie nannten die Dinge beim Namen, aber sie jammerten nicht. Sie sahen in ihrer Situation eine Herausforderung, aber keine Last.“ (S. 185) Auf diese Weise bleibt das Zeugnis des *ver sacrum* nicht nur eine geschichtliche Reminiszenz, sondern ein Beispiel für die Bewältigung der Lebensschwierigkeiten zu jeder Zeit.  
Joachim Schmiedl